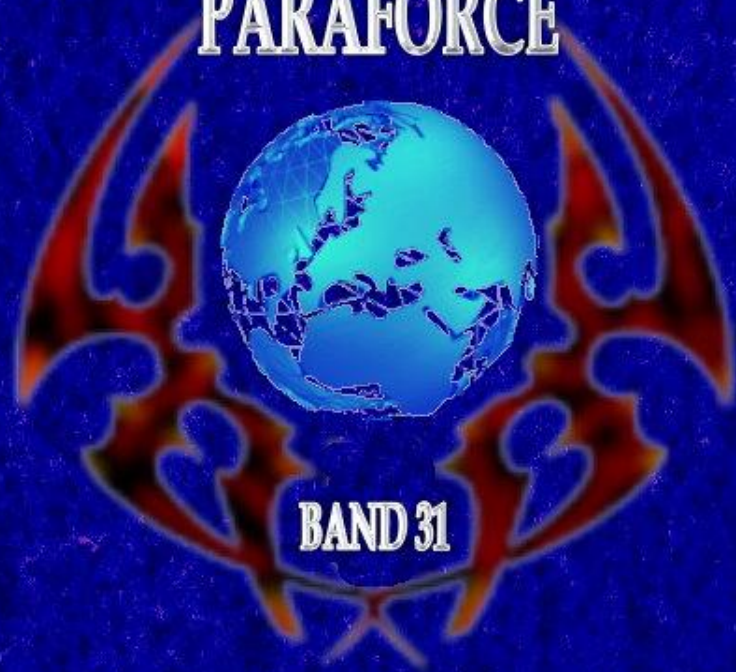


C. C. Slaterman

PARAFORCE



BAND 31

Bete, wenn der Chupacabra kommt

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

C. C. Slaterman

Paraforce

Band 31

Bete, wenn der Chupacabra kommt

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.
Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Prolog

Mexiko, Juni 1994

Irgendwo im Norden, hart an der Grenze zu Texas

Die Sonne stand einer weißglühenden Scheibe gleich fast senkrecht am stahlblauen Himmel.

Erbarmungslos schleuderte sie ihre Strahlen auf die ausgebrannte Hügellandschaft, die nur aus Steinen, Sand und Staub zu bestehen schien.

Soweit das Auge reichte, nicht das geringste Anzeichen von Leben. Das Einzige, was sich bewegte, war ein leichter, stetig wehender Wind, der fortwährend feine Sandkörnchen durch die Luft wirbelte. Zusammen mit der Stille, die über diesem wüstenähnlichen Teil des Landes lag, glich die ganze Szenerie eher einer Kraterlandschaft auf dem Mond als einem Ort, an dem nur fünfzig Meilen von diesen Hügeln entfernt die mehrstöckigen Häuser einer Kleinstadt in den Himmel ragten.

Es hatte den Anschein, als ob hier, zwischen all den Felsen und dem Sand, die Zeit seit dem Anbeginn der Erde stillstand.

Doch der Schein trog, denn gegen Ende des Tages, als das leise Säuseln des Windes immer mehr an Stärke gewann, war plötzlich ein Geräusch zu hören, das absolut nicht in diese urweltliche Landschaft passte: das Aufheulen eines Lkw-Motors, das Mahlen schwerer Räder, die immer wieder im Sand durchzudrehen schienen, und das Scheppern irgendwelcher gegenei-

inander schlagender Metallteile. Ein verbeulter Pick-up rollte in der flirrenden Hitze des Nachmittags quer durch das Hügelland.

Der Mann, der am Steuer des Kleinlasters saß, ein hagerer, pockennarbiger Mexikaner, wirkte ungemein nervös. Statt auf die bucklige Felsenpiste zu achten, die vor ihm lag, glotzte er im Sekundentakt ständig auf seine Armbanduhr. Er hatte es wohl ziemlich eilig, dabei wäre es besser gewesen, wenn er sich auf die Straße konzentriert hätte.

Erstens verging die Zeit weder schneller noch langsamer, egal wie oft er auf seine Uhr starrte, und zweitens wäre er nicht ständig von der Fahrbahn abgekommen.

Er hatte es bisher nur den Pferdestärken seines Pick-ups zu verdanken, dass er nicht schon längst in einer Sandkuhle aufgesessen war. Außerdem hätte er dann vielleicht auch bemerkt, dass sich die vier Metallfässer hinter ihm durch die ständige Schaukelei allmählich von den Stricken lösten, mit denen sie auf der Ladefläche festgezurrt waren.

Obwohl die Blechtonnen ziemlich stabil und schwer wirkten, hüpfen sie inzwischen auf dem Wagen wie Frösche nach einem warmen Sommerregen umher.

Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die erste von ihnen über die Ladebordwand fiel, was auch prompt geschah, als der Wagen durch eine weitere Unachtsamkeit seines Fahrers erneut in einem Schlagloch aufsetzte.

Die hüfthohen Behälter neigten sich zur Seite, wippten in ihre Ausgangsstellung zurück, um sich wieder

hin und her zu neigen, bis schließlich einer von ihnen unvermittelt gegen die Ladebordwand krachte und wie in Zeitlupe vom Wagen fiel.

Der weiche Sand, der den Aufprall dämpfte, und der Lärm des Automotors sorgten zusammen mit dem Fluchen des Fahrers dafür, dass die Tonne unbemerkt von der Ladefläche verschwand.

Träge kullerte das Blechding einen Hang hinab, nahm dabei immer mehr an Fahrt auf und hüpfte schließlich wie ein überdimensionaler, blauer Gummiball auf das kleine Tal zu, das sich am Fuß der zerklüfteten Hügellandschaft bis zum östlichen Horizont ausdehnte.

Unten im Tal angelangt landete die Tonne in einem ausgetrockneten Flussbett und wäre sicherlich noch weitergerollt, wenn nicht ein spitz zulaufender Felsbrocken ihrer Reise ein jähes Ende bereitet hätte.

Der scharfkantige Stein, der wie der Speer eines Riesen aus dem Flussbett ragte, bohrte sich mit einem hässlichen Knirschen in das Metall und brachte die Tonne abrupt zum Halten.

Der Laster auf dem Hügelkamm war inzwischen längst am Horizont verschwunden.

Als das Motorengeräusch verstummt war und sich der Staub, den die Tonne bei ihrem Sturz vom Hang aufwirbelte, gelegt hatte, übernahm die Stille, die bis dato in diesem Landstrich herrschte, wieder das Zepher.

Keine Viertelstunde später war wieder alles so, wie es immer gewesen war.

Bis auf die blaue Tonne, aus der dort, wo sie die Fels-
spitze durchbohrt hatte, eine weißliche, fast durchsich-
tige Flüssigkeit tropfte, die vom Wüstensand förmlich
aufgesogen wurde.

*

22 Jahre später

Pedro Camarena sperrte seinen Wagen ab und wollte
gerade den Autoschlüssel in die Hosentasche stecken,
als er bemerkte, wie sich neben ihm auf dem Parkplatz
etwas bewegte.

Abrupt hielt er inne und blickte zur Seite. Aber nur
für einen Moment, denn er war in Eile.

Er hatte in weniger als einer Stunde ein Date.

Und was für eines!

Allein der Gedanke daran bescherte ihm einen Stän-
der.

Maria Flores verabredete sich nicht mit jedem, das
hatte sie auch nicht nötig.

Die glutäugige Schönheit mit dem Gesicht eines En-
gels und einem Körper, der die pure Sünde war, muss-
te nur mit dem Finger schnippen, und schon standen in
der gesamten Stadt alle Männer zwischen neunzehn
und neunzig mit dem Schwanz in der Hand Spalier.

Und Maria schnippte gerne mit den Fingern.

Er hatte drei Wochen gebraucht, bis er sie endlich so
weit hatte, dass sie sich mit ihm verabredete. Einer der
Gründe, warum sie letztendlich zustimmte, war wohl

der Umstand, dass er in dieser Zeit fast ein ganzes Monatsgehalt für Präsente und Aufmerksamkeiten für sie ausgegeben hatte. Ein anderer das Gerücht, dass er durch Mutter Natur an einer gewissen Stelle ziemlich üppig ausgestattet war.

Pedro war Realist genug, um zu wissen, dass dies wahrscheinlich sogar der Hauptgrund war. Er war weder eine Schönheit, noch fuhr er einen dicken Wagen oder hatte gar Millionen auf dem Konto. Das Einzige, von dem er genügend besaß, war das, was da zwischen seinen Beinen baumelte und ihm bereits in jungen Jahren den Beinamen Pedro der Hengst eingebracht hatte.

Er kannte etliche Frauen, die beim Anblick seines erigierten Gliedes fluchtartig das Schlafzimmer verlassen hatten. Wenn Maria trotzdem mit ihm vögeln wollte, war er der Letzte, der sich dagegen sträubte; im Gegenteil, genau genommen konnte er es kaum noch erwarten, endlich mit ihr zu vögeln.

Nervös blickte er auf die Uhr.

19:20 Uhr.

Scheiße, durchzuckte es ihn. In weniger als einer Dreiviertelstunde klingelt Maria an deine Tür.

Verdammt wenig Zeit, um das Bett frisch zu beziehen, zu duschen und danach noch das Bad sauber zu machen. Warum zum Teufel stehst du dann also noch hier herum und starrst auf irgendwelche Schatten?

Die Antwort war ein Rascheln.

Seine Augen weiteten sich jäh, als er beobachtete, wie etwas Dunkles, Unförmiges durch das dichte Buschwerk streifte, das den Parkplatz von allen Seiten um-

gab.

Camarena legte den Kopf schief und blinzelte.

Was immer dort auch herumgeisterte, es musste groß sein, jedenfalls größer als eine Katze oder ein kleines Kind.

Ein Hund?

Wenn er an die Unzahl der herrenlosen Straßenköter dachte, die es hier in der Gegend gab, erschien ihm der Gedanke nicht einmal so abwegig.

Er bückte sich und hob einige der Schottersteine auf, mit denen man den sandigen Boden aufgefüllt hatte. Cerro la Aguja war, wie alle kleineren Städte im Nordosten Mexikos, zu klamm, um es sich leisten zu können, ihre öffentlichen Parkplätze komplett zu asphaltieren, von Straßenlampen ganz zu schweigen.

Aus letzterem Grund war es für Pedro daher auch ziemlich schwierig, zu erkennen, was genau durch das Unterholz kroch.

Deshalb drehte er sich abrupt um und ging rasch auf seine Wohnung zu, die sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand. Er hatte weder Lust noch die Zeit, sich mit den Straßenköttern anzulegen, jedenfalls nicht heute Abend.

Pedro hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als er aus einer Laune heraus stehen blieb und zurückblickte.

Er konnte in der Dämmerung zwar nichts Genaues erkennen, aber das, was er hörte, war nicht gut. Die Stille des Abends, die am Ende eines lauen Sommertages wie diesem normalerweise nur vom Säuseln des

Windes und dem Gesang der allgegenwärtigen Zikaden unterbrochen wurde, war plötzlich von einem Geräusch erfüllt, das einem durch Mark und Bein ging. Es war eine Mischung aus dem Knurren und Geifern eines wütenden Hundes und dem schrillen Schrei irgendeiner anderen Kreatur.

Gemeinsam ergab dies einen solch durchdringenden und gleichzeitig hohen Laut, der jedem normal Sterblichen eine Gänsehaut verursachte. Aber was noch schlimmer war, dieses entsetzliche Geräusch wurde immer lauter und kam direkt in seine Richtung.

Pedro ließ die Steine, die er aufgesammelt hatte, fallen und bewegte sich im Laufschrift auf das Ende des Parkplatzes zu. Irgendetwas sagte ihm, dass es besser war, wenn er so schnell wie möglich in seine Wohnung kam.

Im gleichen Moment, in dem er seine Schritte beschleunigte, raschelte und rumorte es in dem Buschwerk immer lauter.

Erst hier und da, dann direkt neben ihm.

Schatten huschten umher.

Große Schatten, größer, als er es sich jemals erträumen konnte.

Unwillkürlich begann er zu rennen.

Erst langsam, dann immer schneller und schließlich so schnell wie niemals zuvor in seinem Leben. Mit seinem vorgebeugten Oberkörper und den rudernden Armen sah es so aus, als würde er förmlich über den Boden fliegen.

Das Ende des Parkplatzes kam immer näher und da-

mit auch die Straße und die Eingangstür zu dem Gebäude, in dem sich seine Wohnung befand.

Einhundert Yards noch, fünfzig Yards, das Knurren und Geifern wurde immer lauter.

Fünfundzwanzig Yards, zwanzig, zehn.

Dann war das Mietshaus in greifbarer Nähe.

Trotzdem zu spät!

Im selben Moment, in dem er die Straße erreichte, brach neben ihm etwas aus dem Buschwerk.

Rote Augen, viele rote Augen, riesige Schädel und unförmige, blaue Körper.

Pedro wirbelte herum und versuchte zu brüllen.

Aber er konnte es nicht, weil ihn irgendetwas mit solcher Gewalt gleichzeitig am Bauch, an den Beinen und am Rücken packte, dass er das Gefühl hatte, sein ganzer Leib bestünde nur noch aus einer einzigen, brennenden Wunde.

Pedro senkte den Blick und wimmerte, als er sah, wie seine Eingeweide aus seiner zerfetzten Bauchhöhle heraus mit einem schmatzenden Laut auf den Boden klatschten.

Im selben Augenblick hörte er auf zu atmen.

*

Die Nacht hatte sich wie ein schwarzes Tuch über Cerro la Aguja gelegt. Der schwache Schimmer des Mondes ließ die hell getünchten Häuser der kleinen Stadt in einem unwirklichen Licht erscheinen. Die Luft war vom Geräusch unzähliger Automotoren erfüllt, deren

Dröhnen von der nahe gelegenen Nationalstraße herüberhallte.

Der Ort selber schien jedoch bereits zu schlafen, obwohl es Sonntag war und Mitternacht noch weit entfernt. Aber das verwunderte Police Officer Alfonso Ramirez nicht. Cerro la Aguja war eine Arbeiterstadt und die meisten ihrer Bewohner mussten sich am anderen Morgen kurz vor Sonnenaufgang wieder vor den Fabriktoren der Provinzhauptstadt einfinden.

Jedenfalls, wenn sie ihre Jobs behalten wollten, und Jobs waren in dieser Gegend so selten wie sechsbeinige Hunde.

Ramirez lenkte seinen Streifenwagen nach rechts in die Avenida Carranza, ließ das Fahrzeug ausrollen und parkte es schließlich am Straßenrand vor dem Eingang einer fünfstöckigen Mietskaserne. Einen Augenblick lang ließ er seinen Blick über den Parkplatz auf der gegenüberliegenden Straßenseite schweifen, dann stieg er aus und ging auf das halbdunkle Wohnhaus zu.

»Hallo Zentrale«, sagte Alfonso in das Mikrofon seines Diensthandys, das er mittlerweile aus seiner Hosentasche gezogen hatte. »Hier spricht Officer Ramirez, Wagen 004, bitte melden Sie sich.«

In der Leitung knackte es. »Sprechen Sie, 004 Ramirez.«

Auch das noch, dachte Alfonso. Warum musste Commandante Vegas ausgerechnet immer dann in der Zentrale Dienst schieben, wenn es hier draußen Schwierigkeiten gab? Dieses arrogante Arschloch hatte doch überhaupt keine Ahnung, wie es auf der Straße in Wirklichkeit zugging.

»Ich stehe jetzt vor dem Haus. Keine Ahnung warum, aber hier ist alles dunkel, und das, obwohl es Sonntag ist und in dem Haus zwanzig Familien leben, mindestens, wenn ich mir die Namen auf den Klingeln so ansehe.«

»Und?«

»Nichts und, die Straße ist dunkel und der Parkplatz daneben auch. Und ...« Ramirez zögerte.

»Was ist los?«, tönte es aus der Leitung.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, sagte der hochgewachsene Police Officer, während er den Kopf zur Seite drehte. »Ich glaube, ich habe da drüben auf dem Parkplatz gerade die Stimme einer Frau gehört. Sie scheint zu weinen, ich werde ...«

»Sie werden gar nichts, Officer Ramirez«, donnerte es aus dem Mikrofon. »Sie gehen zu ihrem Wagen zurück und warten, bis Verstärkung eintrifft.«

»Aber ...«

»Nichts aber, Sie tun gefälligst, was ich Ihnen sage! Dieses Viertel ist eine der miesesten Adressen der Stadt. Hier gibt es außer Junkies, Kriminellen und Nutten höchstens noch ein paar Arbeiter, die sich tagtäglich den Arsch aufreißen, um über die Runden zu kommen. Von diesen Leuten hilft Ihnen garantiert keiner, wenn Sie in Schwierigkeiten sind. – Haben Sie verstanden?«, tönte es, als die Antwort des Police-Officers ausblieb.

Natürlich du Arsch, ich bin ja nicht taub, dachte Ramirez und nickte, obwohl es eigentlich unsinnig war; er hätte genauso gut Grimassen schneiden, ihm den

Stinkefinger zeigen oder die Zunge herausstrecken können. Der Commandante würde den Unterschied nicht sehen, sie waren schließlich nur durch den Sprechfunk verbunden.

Also ging er wieder zu seinem Wagen zurück, obwohl sich in seinem Magen langsam ein unbehagliches Gefühl ausbreitete.

Nachdenklich ließ er sich hinter dem Lenkrad auf den Sitz fallen und fischte eine Zigarette aus der Schachtel, die zusammen mit einer Packung Papiertaschentücher und einer Tüte Traubenzuckerdrops neben ihm im Seitenfach der Fahrertür lag. Er steckte sich den Glimmstängel zwischen die Lippen und langte instinktiv nach seinem Feuerzeug.

Ramirez hatte die Zigarette noch nicht einmal halb zu Ende geraucht, als ihn das Aufheulen einer Polizeisirene zusammensucken ließ.

Oha, durchzuckte es ihn. Die sind ja schneller als der Schall.

Es hatte nicht einmal zehn Minuten gedauert, bis die angekündigte Verstärkung in die Avenida Carranza einbog und hinter ihm am Straßenrand parkte.

Ramirez drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und starrte erwartungsvoll in den Rückspiegel.

Sargento Felipe Ortiz, der Fahrer des Wagens, kam mit der Gelassenheit eines Beamten aus dem Auto, der noch genau vier Monate und sieben Tage bis zu seiner Pensionierung hatte. Ramirez erschien es wie eine Ewigkeit, bis sein Vorgesetzter endlich ausgestiegen war und zu seinem heruntergekurbelten Wagenfenster

trottete, obwohl das natürlich Blödsinn war. Es dauerte bei Ortiz naturbedingt eben nur etwas länger als bei ihm.

Der Sargento war nicht nur weit in den Sechzigern, sondern auch gut und gerne vierzig Pfund schwerer als er.

»Gibt's was Neues«, fragte Ortiz statt einer Begrüßung.

Alfonso schüttelte den Kopf. »Nein, Sargento. Alles ruhig. In dem Wohnhaus brennt immer noch kein Licht und das Weinen, das ich auf dem Parkplatz gehört habe, ist auch verstummt.«

»Na also«, sagte Ortiz und grinste zufrieden. »Der Anrufer, der den Einsatz ausgelöst hat, war eine Frau. Anscheinend hat sie Rotz und Wasser geplärrt, als sie sich meldete. Aber das muss nicht heißen, dass sie ein Verbrechen anzeigen wollte, wahrscheinlich wollte sie nur mit jemandem reden. Ich denke mal, dass sie von ihrem Alten eine aufs Maul bekommen hat, weil sie das Abendessen anbrennen ließ, oder sie nicht wollte, dass er sie fickt, weil er wieder mal besoffen von der Arbeit nach Hause gekommen ist.«

Ramirez schluckte, obwohl er sich im Laufe der letzten Jahre an die vulgäre Ausdrucksweise seines Sargentos gewöhnt hatte.

»Vielleicht haben in diesem Bau aber auch ein paar Junkies wieder Schwierigkeiten mit ihren Dealern, weil sie den nächsten Schuss nicht bezahlen können. Hier ist ja alles möglich, glaub mir, in dieser Gegend habe ich schon die tollsten Dinger erlebt.«

»Die Frau hat aber etwas von einem Toten erzählt«, sagte Ramirez und deutete auf das dunkle Wohnhaus. »Und hier macht niemand auf, obwohl ich schon überall geklingelt habe. Irgendwie habe ich ein dummes Gefühl bei der Sache.«

»Ach was, in diesem Viertel erledigen die Leute ihre Angelegenheiten noch unter sich, die brauchen keine Polizei. Die Sache ist wahrscheinlich schon längst gegessen, oder hast du hier irgendwo einen Toten oder diese Frau gesehen?«

»Nein.«

»Na also, dann lass uns zurück ins Revier fahren. Dank dem Anruf dieser Frau wird Vegas dafür sorgen, das wir jetzt Berichte schreiben können ohne Ende. So eine dumme Fotze, als ob ich nicht schon genug Überstunden hätte.«

Knurrend wie ein Bär, den man vorzeitig aus dem Winterschlaf geholt hatte, drehte sich Ortiz wieder um und ging zu seinem Wagen zurück.

In diesem Augenblick durchschnitt das herzerreißende Schluchzen einer Frau die nächtliche Stille. Der Sargento blieb so abrupt stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

»Scheiße!«, fluchte Ortiz. Dabei legte er seine Rechte fast instinktiv auf das Halfter seiner Dienstwaffe. »Was war das?«

»Das war bestimmt diese Frau, die in der Zentrale angerufen hat. Ich glaube, wir haben uns beide geirrt, die Sache ist scheinbar doch noch nicht zu Ende.«

Ortiz zog seine Waffe und eine Taschenlampe aus

dem Dienstkoppel. Die Absätze seiner schweren Polizeistiefel knallten im Stakkato über den Asphalt, als er mit einer Behändigkeit, die ihm bei seiner Statur niemand zugetraut hätte, über die Straße lief.

Alfonso hatte Mühe, seinem Vorgesetzten zu folgen.

Seite an Seite tauchten sie in die Schwärze des Parkplatzes ein.

»Hier ist die Polizei, alles in Ordnung da drüben?«, rief Ortiz in die Dunkelheit hinein.

Die Antwort war ein erneutes Schluchzen.

Die beiden Männer sahen sich fragend an, dann rann-ten sie los.

Zehn, fünfzehn Yards weit, bis Ramirez auf einmal mitten in der Bewegung verharrte.

Irgendetwas war plötzlich anders.

Ganz anders!

Während er sich langsam umsaß, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Es hatte seit fast acht Tagen nicht mehr geregnet.

Also warum zum Teufel hörte es sich so an, als wären sie soeben in eine Pfütze getreten?

Ramirez senkte den Strahl seiner Taschenlampe zu Boden und erstarrte.

Sie standen tatsächlich in einer Pfütze.

Ramirez stellten sich unvermittelt die Nackenhaare auf.

Die Flüssigkeit, die sich hier in der Bodenfalte gesammelt hatte, war aber kein Wasser und auch kein Motorenöl oder sonst eine Flüssigkeit aus irgendeiner Getränkedose, sondern ...

Blut!

Ramirez war lange genug Polizist, um den kupfernen Geruch sofort zu erkennen.

Im selben Moment nahm Ortiz neben ihm die Taschenlampe hoch und begann, gotteslästerlich zu fluchen. Ramirez hob den Kopf und zuckte zusammen. Der helle Lichtstrahl der Lampe zeigte auf eine Frau, die auf dem Boden saß und schluchzte. Ramirez kannte die Frau, trotzdem musste er zweimal hinsehen, um Maria Flores wiederzuerkennen.

Sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Ihr engelgleiches Gesicht war jetzt zu einer Fratze aus Angst und Entsetzen verzerrt, die Augen vom Heulen verquollen und ihre Haare, die sonst in weichen Wellen bis über die Schultern fielen, zerzaust und voller Straßenstaub.

Ramirez' Magen zog sich plötzlich zusammen.

Die Frau sah zwar fürchterlich aus; trotzdem war es nicht ihre Schuld, dass dem Police Officer urplötzlich schlecht wurde.

Der Grund dafür war vielmehr das grelle Licht der Taschenlampe, mit der Ortiz den Boden vor ihnen ausleuchtete. Der Anblick des abgetrennten Männerarms ließ ihn würgen, aber dann fiel das Licht auf den roten, dampfenden Haufen daneben.

Was auf den ersten Blick wie ein großes Nest voll schleimiger Nacktschnecken aussah, entpuppte sich bei genauerem Betrachten als die Gedärme und Eingeweide eines Menschen.

Herz, Lungen und Leber waren trotz all dem Blut

deutlich zu erkennen.

Ramirez nahm den Kopf zur Seite und kotzte sich die Seele aus dem Leib.

*

Der helle Schein der Neonröhren tauchte den Gang in ein unwirkliches, kaltes Licht. Vielleicht lag es an dem grellen Weiß der gekachelten Wände, am gefliesten Fußboden oder an den Einrichtungsgegenständen, auf deren polierten Metalloberflächen sich das Licht spiegelte. Vielleicht lag es auch an der sterilen, kalten Atmosphäre, die in diesem Teil des Gebäudes vorherrschte, Felipe Ortiz wusste es nicht. Der Sargento wusste nur, dass er nichts mehr hasste als die Leichenschau Räume der Provinzhauptstadt.

Er war bereits seit über vier Jahrzehnten Polizist, trotzdem stülpte sich ihm jedes Mal allein bei dem Gedanken daran der Magen um. Auch heute stand ihm bereits der kalte Schweiß auf der Stirn, obwohl er die Räumlichkeiten erst vor einer Minute betreten hatte. Er wusste nicht wieso und warum, schließlich hatte er in all den Jahren, in denen er seinen Beruf ausübte, so viel Blut und Tod gesehen, dass ihm der Anblick eigentlich nur noch ein müdes Arschrunzeln entlocken konnte, trotzdem, es war, als hätte er seit seinem Amtsantritt eine regelrechte Phobie gegen die Räumlichkeiten der Gerichtsmedizin entwickelt.

Und dieses Weibsstück da macht es nicht besser, durchzuckte es den Sargento, als er die Frau entdeckte, die

an einem Schokoladenkeks knabbernd im gläsernen Eingangsbereich der Leichenschauräume stand und auf ihn wartete.

Als sie ihn erblickte, kam sie zielstrebig auf ihn zu.

Estrella Cabano war ein kleines, schwächtiges Frauchen von knapp 1,50 m Körpergröße und rund 100 Pfund Gewicht, also alles andere als eine Person, die einem sofort ins Auge fiel.

Aus diesem Grund ließ sie sich Kleider und Kostüme mit dick wattierten Schultern und Schuhe mit besonders hohen Absätzen anfertigen, um größer und wuchtiger zu wirken. Dabei besaß sie in der Fachwelt der Gerichtsmedizin einen Namen, der ihre körperlichen Mängel unwichtig erscheinen ließ. Cabano war eine Frau, die, wie einmal einer ihrer Kollegen gesagt hatte, selbst noch aus dem Sackhaar eines Toten Dinge herauslesen konnte, die jedes Gericht ihre vorhergehende Urteilsfindung noch einmal überdenken ließ.

Dennoch war sie aufgrund ihrer körperlichen Beschaffenheit ständig bemüht, stets besser, schneller und härter als ihre Kollegen zu sein, eine Manie, die im Laufe der Jahre bei ihr geradezu psychopathische Züge angenommen hatte.

Dabei sie war die Beste, das war unbestritten.

Eine weitere Eigenschaft, die nicht nur Ortiz missfiel, war ihr messerscharfer Verstand, der jeden in ihrer Gegenwart wie einen dummen Schuljungen aussehen ließ, und zu allem Übel hatte sie auch noch das Gemüt eines Fleischerhundes.

Gerüchten nach ließ sich Estrella ihre geliebten Scho-

koladenkekse selbst dann schmecken, wenn sie einem ihrer Assistenten über die Schulter sah, während dieser dabei war, in den Eingeweiden einer Leiche herumzustochern, die tagelang im Wasser gelegen hatte.

»Buenos días, Sargento Ortiz, schön, dass Sie so schnell gekommen sind.«

Der Polizist runzelte verärgert die Stirn, während Estrella mit weit ausgreifenden Schritten auf ihn zueilte und ihn mit einer knappen Kopfbewegung in jene Zimmer lotste, bei denen er bereits Schweißausbrüche bekam, wenn man sie in seiner Gegenwart nur erwähnte.

Er war gerade dabei, sie in Gedanken als arrogantes Weibsstück zu titulieren, nachdem sie seine zur Begrüßung ausgestreckte Hand ignoriert hatte, aber dann erkannte er, dass die Frau gar nicht anders konnte.

Mit ihrer Rechten hielt sie eine sperrige Kladde mit mehreren eng beschriebenen Formularen fest, während die Finger ihrer Linken zwei große, kreisrunde Schokoladenkekse umklammerten.

Ortiz, der ziemlich genau wusste, wie die Überreste des Toten aussahen, den sie auf dem Parkplatz in der Avenida Carranza entdeckt hatten, schluckte.

Wenn sie mir jetzt die Leiche zeigt, schoss es ihm durch den Kopf, und dabei weiterhin diese verdammten Kekse frisst, kotze ich ihr vor die Füße.

Aber zu seinem Erstaunen passierte nichts von alledem.

Im Gegenteil, nachdem er die Tür zum vordersten Leichenschauraum hinter sich ins Schloss gezogen hat-

te, konnte er, so sehr er sich auch anstrengte, nirgendwo eine Leiche entdecken.

Stattdessen biss die Gerichtsmedizinerin herzhaft in einen der Kekse und kaute genüsslich.

»Jetzt enttäuschen Sie mich aber etwas«, sagte Ortiz ernüchternd.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe eigentlich eine Leiche auf einem der Tische erwartet, oder zumindest ein paar Blutspritzer an ihrem Kittel. Der Fall, mit dem ich mich hier auseinandersetzen muss, strotzt doch geradezu vor Blut und zerfetztem Gewebe.«

Estrella Cabano nickte knapp. »Das stimmt in der Tat, ich habe noch nie einen Menschen gesehen, den man so zugerichtet hat.«

»Haben Sie schon eine Ahnung, wer oder was das getan hat?«

»Ja, aber das ist ja das Seltsame. Es war ein Tier, genauer gesagt ein Hund, und eben das bereitet mir Kopfzerbrechen.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Auch wenn es Dutzende verschiedener Rassen gibt, gewisse Dinge sind bei allen Hunden auf dieser Welt gleich. Ich meine damit die Tatsache, dass alle ausgewachsenen Tiere 42 Zähne haben, wie auch die Anordnung der Schneide- Fang- und Reißzähne. Man weiß auch über Gebissfehler wie Vorder- oder Unterbiss Bescheid, aber so etwas, wie das hier, ist mir noch nie untergekommen.«

»Für jemanden, der sonst nur an Menschen herum-

schnippelt, kennen Sie sich mit Viechern aber gut aus.«

»Das Reich der Amalia ist mein Steckenpferd, im Übrigen sind das keine Viecher, sondern biologisch heterotrophe Lebewesen mit Nerven-Sinnes-Funktion.«

Ortiz spitzte die Ohren.

Die Tonlage der Frau sagte ihm deutlich, das hier irgendetwas nicht in Ordnung war. Etwas, das selbst eine so abgebrühte Gerichtsmedizinerin wie Estrella Cabano ins Grübeln brachte.

»Wenn ich mich nicht verzählt habe, und das glaube ich kaum, weisen die Verletzungen an den Körperteilen, die nicht zerfleischt wurden, Spuren von sechzig und mehr Zähnen auf, und nein, es sind nicht die Abdrücke mehrerer Gebisse, das konnten meine Untersuchungen ausschließen. Aber das ist noch nicht alles.«

»Sondern?«

»Es gibt eine bestimmte Versuchsanordnung, in deren Rahmen man die Beißkraft von Hunden in sogenannten Kp, das heißt Kilopond pro Quadratzentimeter Beißdruck, messen kann. Damit meine ich die tatsächliche Beißkraft, nicht diese Fabelzahlen, die sich immer noch hartnäckig im Unterweltnilieu oder in Angeberkreisen halten. Nur mal so zum Vergleich, ein Schäferhund hat etwa 180 Kp und eine Hyäne, als weit aus kräftigster Beißer unter allen Hunden und Hundeverwandten, gerade mal 700 Kp.«

»Und?«, fragte Ortiz, der nicht wusste, auf was die Frau hinaus wollte.

»In diesem Fall muss ich von ungefähr 1000 Kp ausgehen oder sogar mehr, verstehen Sie mich jetzt? Da

draußen gibt es offensichtlich eine Kreatur, die fast doppelt so viel Zähne wie ein normaler Hund hat, und was die Kraft anbelangt, sogar einem Schäferhund um fast das Fünffache überlegen ist. Können Sie mir sagen, was das für ein Wesen sein soll?«

»Nein«, erwiderte Ortiz tonlos.

»Damit sind wir schon zu zweit«, erwiderte die Gerichtsmedizinerin.

»Wie geht es jetzt weiter?«

»Ich habe in der Hauptstadt um einen Zoologen oder einen anderen Experten gebeten. Ich bin allmählich mit meinem Latein am Ende, auch wenn ich das nicht gerne zugebe.«

Der Sargento wiegte nachdenklich den Kopf. »Einen Experten aus Mexiko City, sagten Sie? Also ich weiß nicht ... Bis der hier eintrifft, ist unsere Leiche wahrscheinlich schon von den Würmern gefressen.«

»Keine Angst«, sagte die Frau, während sie auf die Nordwand des Raumes zuing, in der sich ein in die Wand eingelassener Metallschrank mit mehreren Schubfächern befand.

Ortiz, der wusste, dass sich in jeder dieser Schubfächer eine Leiche befand, schluckte, als die Gerichtsmedizinerin eine davon öffnete.

»Hier drin bleiben die Toten bis zu 14 Tage frisch«, sagte die Frau.

Der Sargento, der damit gerechnet hatte, in dieser Schublade die Leiche von Pedro Camarena vorzufinden, staunte nicht schlecht, als er stattdessen auf zwei schwarze Müllsäcke blickte.

»Was ist das?«, fragte er deshalb sichtlich verwundert. »Haben Sie mir nicht gerade erzählt, dass Sie hier den Toten deponiert haben?«

»Das habe ich doch auch. Leider ist von Camarena nicht viel mehr übrig geblieben als ein paar angefressene Körperteile, eine Handvoll Knochen und seine Eingeweide. Das konnten wir am Tatort unmöglich in unsere Fahrzeuge legen, also haben wir das Ganze in so einem Sack verstaut. Seine Überreste befinden sich in dem großen Beutel.«

»Und was ist dann in dem kleinen daneben?«

»Meine Kekse«, erklärte die Gerichtsmedizinerin lapidar. »Bei dieser Hitze muss ich sie doch irgendwo kühlen, sonst schmilzt mir ja die Schokolade.«

Ortiz spürte, wie sich sein Magen zu heben begann.

»Warum fragen Sie, wollen Sie einen Keks?«

*

Tobias Salcher saß im Büro von Rajiv Singh und begann, jedes einzelne der zehn ausgedruckten Blätter, die der wissenschaftliche Direktor von Paraforce vor ihm auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte, genauestens zu studieren.

Er war gerade bei Blatt vier angelangt, als er bemerkte, wie der Blick seines Vorgesetzten immer sorgenvoller wurde.

Er konnte es dem Inder nicht verdenken.

Die Tatortfotos waren ein verdammt hartes Brot und gingen auch ihm an die Nieren, obwohl er seit seinem

Eintritt in den Polizeidienst bereits genug Blut und Tod gesehen hatte. Aber diese expliziten und durch ihre nüchterne und gleichzeitig sachliche Art so grausam wirkenden Bilder hatten es wirklich in sich.

Tobias kannte nur wenige Menschen, die bereits kurz nach dem Frühstück den Anblick von menschlichen Eingeweiden oder zerfleischten männlichen Extremitäten kommentarlos wegsteckten.

»Wie viele Opfer gibt es bereits?«

»Offiziell vier, aber nur der liebe Gott weiß, wie viele es wirklich sind.«

Tobias legte die Stirn in Falten. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Nicht einmal die hiesige Polizei kennt die genaue Anzahl der Opfer. Diese Bilder stammen alle aus der Umgebung von Cerro la Aguja, einer kleinen Stadt im Norden Mexikos. Die Gegend gilt inzwischen als Hochburg der Chupacabra-Legende.«

Tobias nickte, obwohl er im Moment nur Bahnhof verstand. Aber er wusste, dass Singhs Antwort nicht lange auf sich warten lassen würde, der Inder war schließlich ein weltweit anerkannter Experte auf dem Gebiet der Mythologie. Er beschäftigte sich schon seit Jahren wie kein zweiter systematisch mit allen bekannten Mythen in literarischer, wissenschaftlicher und religiöser Form. Tatsächlich folgte die Erklärung des Wissenschaftlers bereits nach wenigen Sekunden.

»Der Chupacabra, umgangssprachlich auch Ziegenmelker genannt, ist ein Fabelwesen aus Lateinamerika, das Kleinvieh wie Ziegen oder Schafen, aber auch Neu-

geborenen und Frauen ähnlich einem Vampir die Kehle aufschlitzt und das Blut aussaugt. Zeugenaussagen nach soll es auch schon Fälle gegeben haben, in denen es seine Opfer im Blutrausch regelrecht zerfleischt hat. Aber das ist bisher noch nicht bewiesen. Der Begriff Chupacabra stammt übrigens aus dem Spanischen, eine Mischung aus den Worten *chupa*, was saugen bedeutet, und *cabra*, also Ziege. Im Gegensatz zur nordischen oder gar griechischen Mythologie ist diese Legende noch ziemlich jung, wissenschaftlich betrachtet sozusagen noch nicht einmal im Stadium eines Fötus. Während fast alle bekannten Mythologien und Legenden aus einer Zeit stammen, in der die Menschheit noch mit Speer und Keule auf Nahrungssuche ging, ist die um den Chupacabra erst seit 1994 oder 1995 bekannt. Sie entstand ursprünglich in Puerto Rico, inzwischen aber kennt sie jedes Kind von Südamerika bis hoch nach Kanada.«

»Wenn ich mir das so ansehe«, sagte Tobias und deutete dabei auf eines der Hochglanzbilder, das in besonders erschreckender Weise aufzeigte, wie ein Mensch aussah, der regelrecht in Stücke gerissen war, »dann muss dieses Ding da ein richtiges Monster sein. Ich kenne kein Wesen und schon gar keines, das mitten in einer Stadt lebt, das einen ausgewachsenen Mann derart zurichten kann.«

»Ich auch nicht«, sagte der Wissenschaftler, dessen Gesicht während seiner Antwort noch um eine Spur sorgenvoller wurde. »Und das ist auch der Grund, weshalb ich bei der Sache allmählich ein dummes Ge-

fühl bekomme. Der Chupacabra wird normalerweise als ein hundeähnliches Wesen beschrieben, das höchstens eine Schulterhöhe von einem bis anderthalb Yard erreicht. Manche, die ihn gesehen haben wollen, behaupten, dass er Stacheln auf dem Rücken hat, andere wiederum erzählen, dass er aussieht wie ein nackter Kojote. Bisher gibt es keine seriösen oder wissenschaftlich fundierten Beweise über einen beobachteten Angriff eines Chupacabras, es gibt lediglich Berichte über seine Opfer, die man angeblich allesamt blutleer und mit zwei kleinen Einstichen im Nacken aufgefunden hat.«

»Eine Art Vampir also«, sagte Tobias.

Singh winkte ab. »Vergessen Sie es, diese Berichte sind völliger Blödsinn. Ein Wesen seiner Größe, das sich nur von Blut ernährt, ist eine biologische Unmöglichkeit. Ich denke, hier spielt der tief verwurzelte Aberglaube der indianischen Landbevölkerung eine große Rolle. Aber egal, jedenfalls geht die Legende um den Chupacabra seit den Ereignissen in Cerro la Aguja in eine Richtung, die auch Paraforce nicht mehr gutheißen kann. Zeitpunkt und Ort der Taten lassen darauf schließen, dass es sich um mehrere dieser Fabelwesen handeln muss. Die Polizei dort ist völlig überfordert. Der Bürgermeister von Cerro la Aguja hat den Notstand ausgerufen und sogar beim Gouverneur von Chihuahua, das ist der Bundesstaat, in dem sich die Stadt befindet, interveniert. In der betroffenen Stadt muss das öffentliche Leben inzwischen völlig zusammengebrochen sein. Kein Mensch geht dort noch allei-

ne auf die Straße, geschweige denn zur Arbeit, zum Einkaufen oder zum Arzt.«

Tobias ahnte, was kommen sollte, trotzdem konnte er die Entscheidung des Direktors nicht ganz nachvollziehen.

»Wieso ich?«, fragte er deshalb. »Nicht, dass ich diesen Auftrag nicht annehmen will, aber mit Juan Romal haben wir doch einen gebürtigen Mexikaner in den eigenen Reihen, der das Land wie seine Hosentasche kennt.«

Das Gesicht von Rajiv Singh wurde zu einer steinernen Maske.

»Hatten, Mister Salcher, wir hatten ihn in unseren Reihen. Inzwischen ist er tot. Juan war das vierte Opfer der Chupacabras.«

*

Tobias gähnte erneut, während er seinen Leihwagen über die staubige Nationalstraße in Richtung Norden lenkte. Allmählich begannen sich die Strapazen der letzten Tage bemerkbar zu machen. Er war gerade von einem einwöchigen Lehrgang zurückgekommen, an dem in gewissen Abständen alle Paraforce-Agenten teilnehmen mussten, als ihn der wissenschaftliche Direktor seiner Behörde wegen der Chupacabra-Geschichte zu sich ins Büro rief.

Bei diesen Meetings wurden ihnen nicht nur die neuesten Erkenntnisse zu Themen wie Schusswaffen, Selbstverteidigung und technische Innovationen ver-

mittelt, sondern auch ihre körperliche Fitness und ihr Wissensstand überprüft.

Aufgrund der knapp bemessenen Zeitspanne war der Lehrgang ziemlich straff angesetzt und forderte von jedem Teilnehmer ein höchstes Maß an Konzentration. Tobias, der gerade erst von einem Fall aus Afrika zurückkam, war durch den Jetlag schon vor dem Beginn des Unterrichts sozusagen reif für die Insel und danach erst recht.

Die Dienstvorschrift besagte zwar, dass er nach dem Abschluss eines Falles das Anrecht auf eine gewisse Auszeit hatte, aber der Tod eines Kollegen ließ dieses Recht zur Makulatur werden. Also checkte er trotz aller Müdigkeit bereits drei Stunden nach dem Gespräch mit Singh wieder auf dem Flughafen La Guardia ein, flog mit Delta Airlines nach Houston, Texas, und von dort aus weiter in die mexikanische Provinzhauptstadt Chihuahua.

Seitdem war er mit dem Auto unterwegs.

Den Berichten nach, die er allesamt aufmerksam durchgelesen hatte, erahnte er in etwa, was ihn im Vorfeld erwarten würde, aber als er seinen Wagen auf die Hauptstraße von Cerro la Aguja lenkte, war er dennoch perplex.

In dem malerischen Ort lebten seines Wissens nach über zehntausend Menschen und wie in jedem mexikanischen Städtchen unzählige Straßenköter.

Trotzdem war nichts und niemand zu sehen, keine Männer, keine Frauen, keine Kinder und auch keine Hunde.

Der Ort glich einer Geisterstadt.

Die Straßen wirkten wie ausgestorben, niemand war unterwegs.

Na gut, dachte Tobias, damit hat es sich dann wohl auch erübrigt, irgendjemanden zu fragen, wie ich in die Avenida Carranza komme. Achselzuckend gab er den Straßennamen in sein Navigationsgerät ein und folgte den Anweisungen der emotionslosen Computerstimme.

Während er den Wagen im Schrittempo durch die Hauptstraße lenkte, die den Ort einem asphaltierten Schwert gleich in zwei gleichgroße Hälften teilte, sah er hinter den Fenstern der angrenzenden Häuser immer wieder helle Flecken auftauchen.

Menschen mit verängstigten Gesichtern, die sofort wieder hinter den Vorhängen verschwanden, sobald sie bemerkten, dass er in ihre Richtung blickte.

Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, bis er die gesuchte Straße erreicht hatte. Cerro la Aguja war schließlich keine Millionenmetropole, sondern nur ein kleines, verschlafenes Städtchen.

Tobias ließ das Auto auf jenem Parkplatz ausrollen, der den Akten nach der letzte Tatort in dieser Sache war, schaltete den Motor aus und zog die Handbremse an.

Obwohl er die Klimaanlage des Wagens auf die kleinste Stufe gestellt hatte, traf ihn die Hitze des Mittags trotzdem wie ein Keulenschlag.

Binnen Sekunden hatte er das Gefühl, in einem Backofen gelandet zu sein.

»Gott, was für eine Hitze«, stöhnte der Paraforce-

Agent und lockerte seine Krawatte.

»Der wird dir jetzt auch nicht mehr helfen, Gringo!«, sagte eine heisere Stimme.

Tobias zuckte zusammen und drehte sich langsam um. Sein muskulöser Körper spannte sich dabei wie eine Stahlfeder.

Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzern, indes er beobachtete, wie sich vor ihm das Gebüsch, das den Parkplatz von drei Seiten umgab, bewegte.

Schließlich teilten sich die Büsche und spuckten zwei Männer aus, die direkt auf ihn zukamen. Einer von ihnen hielt eine unterarm lange Machete in den Händen, der andere eine abgesägte Schrotflinte.

Der mit dem Gewehr, ein hagerer, hoch aufgeschosener Endvierziger, mit einem Monteuranzug einer bekannten Automarke bekleidet, verzog mürrisch das Gesicht.

»Verschwinde! Wir wollen keine Fremden hier!«

Als Tobias zu einer Antwort ansetzte, winkte der Mann nur ab.

»Spar dir deine Erklärungen, setz dich einfach wieder in deinen Wagen und fahr weiter. Glaub mir, es ist besser so. – Für uns und für dich«, wie er nach einer kleinen Pause hinzufügte.

»Und wenn nicht?«, fragte Tobias.

Er hatte inzwischen festgestellt, dass es sich bei den Männern, die ihm aufgelauret hatten, um keine Verbrecher oder sonstiges lichtscheues Gesindel handelte, sondern um normale Bürger, allerdings besorgte Bürger.

Die Nervosität stand ihnen förmlich ins Gesicht geschrieben.

»Dann machen wir dich fertig!«, schrie der Mann mit der Machete. Seine Stimme klang schrill und quäkend, wie die eines Jungen im Stimmbruch.

Er war etwa zwei Köpfe kleiner als Tobias, dafür so dick wie hoch, ein wandelnder Fleischklops, kaum mehr als einsechzig groß.

»Wer, etwa du?«

Der Dicke starrte den Paraforce-Agenten an, als hätte dieser ihm ins Gesicht gespuckt.

Es war offensichtlich, dass der Machetenmann auf Ärger aus war. Ob er damit seine Unsicherheit kaschieren oder seine Komplexe ausleben wollte – das er solche hatte, stand bei seinem Aussehen und seiner Größe außer Frage –, Tobias wusste es nicht. Er wusste nur eines: Wenn es zu einem Konflikt kam, wollte er derjenige sein, der ihn steuerte. Darum hatte er den Mann auch bewusst mit Worten provoziert.

Die Antwort war ein übler Fluch.

»Beherrsche dich Pablo, wir sind schließlich keine ...«, sagte der Mann mit dem Gewehr.

Mehr konnte er nicht sagen, denn der Dicke stieß einen Wutschrei aus und kam mit erhobener Machete auf Tobias zu.

Der Paraforce-Agent reagierte blitzschnell. Er hatte mit so etwas Ähnlichem längst gerechnet.

Er wartete, bis der Dicke heran war, machte einen Sidestep und schlug ihm, als er an ihm vorbei ins Leere stürzte, mit der geballten Rechten in die Nieren. Der

Mexikaner ging mit einem schmerzvollen Schnauben zu Boden.

»Seien Sie vernünftig, ansonsten muss ich Ihnen wirklich wehtun.«

»Paco, nein!«, schrie sein Begleiter, aber es war zu spät.

Der Dicke fluchte, richtete sich wieder auf und schwang seine Machete in Tobias' Richtung.

Die Antwort des Paraforce-Agenten war gnadenlos.

Tobias konnte sich angesichts von zwei Angreifern, die zudem mit Machete und Schrotflinte bewaffnet waren, keine halben Sachen erlauben. Er trat ihm mit dem Fuß in den Bauch und hämmerte ihm, als er sich vorbeugte, beide Fäuste ins Genick.

Paco stürzte wie ein nasser Sack nach vorne und fiel aufs Gesicht.

Tobias trat mit aller Kraft auf seine Rechte, in der er die Machete hielt. Der Mexikaner stieß einen lauten Schrei aus, der weithin über den Parkplatz hallte.

Tobias bückte sich, hob die Machete auf und zeigte mit der Spitze auf den Mann mit dem Gewehr. Als er sah, wie der Mexikaner den Abzug der Schrotflinte spannte, setzte er Paco das Messer an den Hals. »Nimm das Gewehr weg, oder ich schneide ihm die Kehle durch.«

Das war natürlich starker Tobak, allein sein Amtseid verbot es ihm, auch nur im Entferntesten an so etwas zu denken. Aber es war für ihn im Moment die einzige Möglichkeit, die beiden einzuschüchtern.

Paco kreischte. »Tu, was er sagt, Manuel! Um Gottes

willen, tu es!«

Manuel zögerte, seine Augen funkelten. Ein Zittern durchlief seinen Körper.

Tobias verstärkte den Druck mit der Machetenklinge, bis auf dem Hals von dem Dicken die ersten Blutstropfen zu sehen waren.

Im gleichen Moment hallte das schrille Heulen einer Polizeisirene durch die Straße.

Manuel fluchte und ließ das Gewehr fallen.

*

»Was zum Teufel habt ihr beiden Idioten euch dabei eigentlich gedacht?«

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war der diensthabende Offizier des Polizeipostens von Cerro la Aguja kurz davor zu explodieren.

Commandante Francisco Santiago Vegas wippte in seinen spiegelblank polierten Stiefeln vor Paco und Manuel auf und ab. Sein Gesicht war verkniffen und seine Augen schleuderten regelrecht Blitze auf die beiden Mexikaner nieder, die Tobias angegriffen hatten. Sie saßen auf zwei Lehnstühlen in Vegas' Büro und blickten wie Schuljungen zu Boden, die vor dem Rektor standen, weil der Klassenlehrer Sexheftchen in ihren Schultaschen gefunden hatte.

»Wir konnten doch nicht wissen, dass dieser Gringo zu einer Sondereinheit gehört«, versuchte sich Manuel zu verteidigen.

»Nein, das konntet ihr wirklich nicht wissen«, erwi-

derte der Commandante zynisch. »Aber ihr wusstet, dass ihr eine Straftat begeht, wenn ihr jemanden grundlos mit einer Machete und einer Schrotflinte attackiert. Überhaupt, wie kommt ihr eigentlich dazu, bewaffnet durch die Gegend zu laufen? Ihr seid schließlich keine Polizisten. Wir sind hier nicht im Wilden Westen, in meinem Bezirk herrschen noch Recht und Ordnung.«

»Das haben die Menschen in dieser Stadt auch gedacht, jetzt sind sie tot, jedenfalls einige von ihnen.«

»Was willst du damit andeuten?«, schnappte Vegas.

»Gar nichts, ich spreche nur aus, was Tatsache ist. Die Polizei, und damit Sie als Commandante, hat in dieser Sache total versagt.«

Vegas brachte den Zeigefinger seiner Rechten nach vorne und stieß Manuel damit mehrmals gegen die Brust. »Das verbitte ich mir!« Dabei keifte und spuckte er wie ein wütendes Waschweib.

Die Miene des Paraforce-Agenten wurde immer sorgenvoller, je mehr er sich darüber klar wurde, dass die internen Berichte über Vegas keineswegs untertrieben waren.

Vegas entpuppte sich tatsächlich als der arrogante, selbtherrliche und eigensüchtige Zeitgenosse, als der er beschrieben wurde.

Das kann ja heiter werden, dachte Tobias.

Seine Gedanken wurden aber schon in der nächsten Sekunde von einem wahren Redeschwall vonseiten Vegas' unterbrochen.

»In meiner Eigenschaft als Commandante von Cerro

la Aguja wache ich schon seit Jahren über die Einhaltung der Gesetze in dieser Stadt und das mit Erfolg, wie man am letzten Wahlergebnis unschwer ablesen kann. Ich habe es also nicht nötig, mich beleidigen zu lassen, schon gar nicht von jemandem, der eben diese Gesetze ignoriert. Glaubt mir, ihr beiden, das Ganze wird noch ein Nachspiel für euch haben!«

»Das glaube ich nicht«, sagte Manuel leise, fast unhörbar. Trotzdem lag etwas in seiner Stimme, das alle Anwesenden im Büro aufhorchen ließ. »Wir alle hier sind mündige Bürger, wir sind verheiratet, jedenfalls die meisten von uns, und gehen einer geregelten Arbeit nach. Wir zahlen pünktlich unsere Steuern und haben uns nichts zuschulden kommen lassen. Deshalb ist es unser gutes Recht, uns zu verteidigen, wenn es um unser Leben geht. Da draußen gibt es seit einigen Wochen etwas, das uns regelmäßig heimsucht und einen nach dem anderen von uns tötet. Und was macht die Polizei? Sie fährt planlos mit Blaulicht durch die Straßen und taucht immer dann auf, wenn es bereits zu spät ist. Wie viele Tote haben wir seither zu beklagen: fünf, zehn oder zwanzig? Wie viele sollen es noch werden? Ich glaube, inzwischen haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die verdammte Pflicht, dagegen etwas zu unternehmen, da die Polizei die Situation ja offensichtlich nicht in den Griff bekommt.«

Tobias, der wusste, dass Manuels Worte, so hart sie auch klangen, den Tatsachen entsprachen, sah, wie Vegas merklich schluckte und sich hinter seinen Schreibtisch setzte. Dabei bildeten sich steile Zornesfalten auf

der Stirn des Commandante.

Deshalb ergriff er das Wort, bevor die Situation gänzlich zu eskalieren drohte.

»Nun mal langsam mit den jungen Pferden«, sagte er und hob beschwichtigend die Hände. »Es ist keinem von uns damit geholfen, wenn wir uns gegenseitig irgendwelche Schuldzuweisungen an den Kopf werfen. Wir sollten stattdessen besser über Lösungen diskutieren.«

»Was schlagen Sie vor?«, fragte Manuel nach einem Moment der Stille.

»Wie wir alle wissen, kann die Polizei nicht überall sein. Das ist jetzt kein Vorwurf, sondern eine Tatsache«, sagte Tobias an Vegas gerichtet, nachdem sich der Commandante bei seinen ersten Worten abrupt hinter dem Schreibtisch aufgerichtet hatte.

»Ich kenne keine Stadt auf der ganzen Welt, in der an jeder Straßenecke ein Polizist präsent ist, mit Abstrichen vielleicht Pjöngjang in Nordkorea, aber das ist ein anderes Thema. Deshalb ist die Polizei immer auf die Hilfe der Bürger angewiesen. Ich finde eine Bürgerwehr in diesem Fall auch okay, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass sie nicht von den betroffenen Bewohnern, sondern von der staatlichen Ordnungsgewalt aus geführt und gelenkt wird. Deshalb meine Bitte an Sie, Manuel, bevor Sie Ihre Leute weiterhin mit Mistgabeln und Messern auf etwas loslassen, das sie sowieso nicht kontrollieren können: Arbeiten Sie lieber mit der Polizei zusammen.«

Der Mexikaner nickte. »Das hört sich ziemlich ver-

nünftig an. Aber darf ich fragen, was Sie für eine Rolle bei der ganzen Sache spielen?«

Tobias nickte. »Das dürfen Sie. Ich bin Mitarbeiter einer staatlichen Dienststelle, die sich mit unerklärlichen Verbrechen beschäftigt. Während Sie mit ihren Leuten die Gegend sichern, werde ich mich mit Spezialisten aus meiner Behörde zusammensetzen und versuchen, ein Profil herauszuarbeiten, mit dem es uns gelingen sollte, dieses Etwas da draußen so schnell wie möglich zu identifizieren und unschädlich zu machen.«

»Schön und gut, aber was können diese Leute, was wir nicht können? Sie dürfen nicht vergessen, dass die meisten Menschen, die hier leben, hier auch aufgewachsen sind. Sie kennen die Gegend wie ihre Westentasche, im Gegensatz zu Ihrem Team.«

»Das mag schon richtig sein, aber glauben Sie mir, diese Leute, mit denen ich zusammenarbeite, verfügen über Möglichkeiten, von denen Sie wahrscheinlich nur träumen können. Von der Ausrüstung und den Waffen will ich erst gar nicht reden.«

Die Männer diskutierten noch einige Zeit, wobei es sich herauskristallisierte, dass Manuel Serena nicht nur ein Automechaniker war, sondern auch ein überaus kluger Kopf, der mit seinen Vorschlägen zur Zusammenarbeit von Polizei und Bürgerwehr selbst bei Vegas, dem überheblich wirkenden Commandante, hin und wieder für Zustimmung sorgte.

Zufrieden lehnte sich Tobias in seinem Stuhl zurück.

Aus einem drohenden Streitgespräch hatte sich dank seinem Eingreifen eine nachhaltige Gesprächsrunde

entwickelt, deren Ergebnisse schon bald Früchte tragen würden, dessen war er sich sicher. Dieser Manuel war nicht ohne und auch Paco hatte ihm die Prügel anscheinend verziehen. Lediglich Vegas wurde in seinem Verhalten immer unberechenbarer. Seine Stimmungsschwankungen glichen denen einer neurotischen Schwangeren.

Das Dossier, das Paraforce über ihn angefertigt hatte und in dem er als psychisch labil bezeichnet wurde, traf den Nagel auf den Kopf.

Tobias beschloss, den Mann bei ihrer künftigen Zusammenarbeit etwas genauer im Auge zu behalten.

Eine Stunde später trennten sich die Männer dann.

Während Manuel und Paco nach einigen Ermahnungen des Commandante wieder nach Hause entlassen wurden, machte sich Tobias auf den Weg in das Hotel, in dem Paraforce bereits bei seinem Abflug in New York ein Zimmer für ihn reserviert hatte. Der nächste Termin, den er in seinem Handy gespeichert hatte, war erst um 18 Uhr. Er wollte die Zeit bis dahin zu einem kleinen Schläfchen nutzen, denn allmählich fühlte er sich dermaßen zerschlagen, dass er langsam nicht nur psychisch, sondern auch physisch am Ende seiner Kraft angekommen war.

*

Tobias Salcher gähnte herzhaft und warf dann einen kurzen Blick auf seine Schweizer Präzisionsarmbanduhr.

Er hatte noch etwas Zeit, das Treffen war auf 18 Uhr angesetzt und bis dahin waren es noch fast 20 Minuten.

Beiläufig blickte sich der Paraforce-Agent um.

Die Lobby in dem Hotel, das Paraforce für ihn ausgesucht hatte, war einfach aber gemütlich eingerichtet. Auf dem Boden lagen bunt gewebte Indianerdecken, die Sessel aus dunklem Holz waren mit weichem Leder überzogen und an den Wänden hingen Bilder, die in grellen Farben Szenen aus dem Leben von General Santa Ana und der Schlacht um Alamo darstellten. Das Ganze war zwar fast schon 200 Jahre her, aber hier, in der Nähe zur Grenze von Texas, waren die Mexikaner immer noch sehr patriotisch und trauerten den alten, glanzvollen Zeiten hinterher. Das riesige Wagenrad an der Decke, das man zu einem Kerosinlampenkronleuchter umgebaut hatte, und die tönernen indianischen Schalen und Vasen auf den Tischen verstärkten den rustikalen Eindruck der Lobby noch.

Tobias war gespannt auf die Person, mit der er sich hier treffen wollte.

Estrella Cabano galt als Koryphäe auf dem Gebiet der Gerichtsmedizin, aber auch als äußerst schwieriger Charakter, was angeblich ihrer zwergenhaften Erscheinung geschuldet war. Erschwerend kam noch hinzu, dass sie mit einem ziemlich morbiden Humor ausgestattet sein sollte. Tobias war das egal, er wollte schließlich kein Date mit der Frau, sondern sich nur mit einem weiteren Spezialisten über die Vorgänge in Cerro la Aguja unterhalten und diese analysieren. Ihm war es dabei egal, ob sein Gegenüber groß, klein, weiß,

schwarz, rot oder grün war. Er hatte in dieser Hinsicht keinerlei Vorurteile, was zählte, war das Wissen und die Kompetenz dieser Person und nicht deren Aussehen.

Es war genau zwei Sekunden nach 18 Uhr, als sie die Lobby betrat.

Er hatte Estrella Cabano noch nie in seinem Leben gesehen, trotzdem musste sie sich ihm nicht extra vorstellen. Das lag nicht nur daran, dass es in dem Hotel, bedingt durch die Vorfälle der letzten Tage und Wochen, so gut wie keine Gäste gab, oder an ihrem Aussehen, nein, es war die Art, wie sie auftrat.

Diese Frau wusste ganz genau, was sie konnte, und dementsprechend selbstbewusst bewegte sie sich auch.

»Señor Salcher?«, fragte sie, während sie etwa drei Schritte vor Tobias verhielt.

Der Paraforce-Agent erhob sich aus seinem Sessel und nickte.

Die Frau zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Es tut mir leid, dass ich zu spät komme, aber ich hatte nicht damit gerechnet, dass sich am Flughafen fast alle Taxifahrer weigern, nach Cerro la Aguja zu fahren. Ich hatte keine Ahnung, dass es so schlimm ist.«

Tobias hatte Mühe, nicht laut loszulachen. Dass sich jemand entschuldigte, weil er exakt zwei Sekunden zu spät zum vereinbarten Termin gekommen war, hatte er auch noch nicht erlebt.

Die Frau, die das verräterische Zucken in seinen Mundwinkeln natürlich registrierte, wurde augenblicklich ernst. »Lachen Sie mich jetzt an oder aus?«, fragte

sie mit einem frostigen Unterton in der Stimme.

Tobias hob abwehrend beide Hände. »Gott bewahre, keines von beiden.«

»Also, was ist dann so komisch an meiner Entschuldigung?«

Tobias konnte ein breites Grinsen nicht mehr unterdrücken.

»Sie sind die erste Person, die ich kenne, die sich entschuldigt, weil sie einige Sekunden zu spät gekommen ist. Also bei einer halben Stunde oder länger könnte ich das ja verstehen, aber so ...«

»Erstens«, unterbrach ihn die Frau sachlich, »waren es nicht einige Sekunden, sondern genau zwei, aber ich bin es inzwischen gewöhnt, dass ihr Männer gleich immer übertreibt, und zweitens pflege ich meine Verabredungen normalerweise genauestens einzuhalten.«

Heiliger Rauch, ich schätze, das wird noch ein ziemlich lustiger Abend, dachte der Paraforce-Agent, beschloss aber nach dem ersten Auftreten der Frau, diese Gedanken besser für sich zu behalten.

Stattdessen fragte er: »Darf ich erfahren, warum wir uns hier in einer Hotellobby treffen und nicht in Ihrem Büro oder auf der Polizeidienststelle dieser Stadt?«

»Weil mir in diesem Fall ein neutraler Platz am besten erscheint. An beiden von Ihnen erwähnten Orten sind wir von Menschen umgeben, die bis zur Halskrause mit Vorurteilen und Aberglaube angefüllt sind. Eine Tatsache, die nicht nur dem niedrigen Bildungsstand, der hier vorherrscht, geschuldet ist, sondern auch der größtenteils indianischen Abstammung der

Menschen, die immer noch nicht im 21. Jahrhundert angekommen sind. Verstehen Sie mich jetzt bitte nicht falsch, ich will diese Leute nicht schlecht reden, im Gegenteil, ich liebe dieses Land und seine Menschen, aber so kann ich nicht arbeiten. Die Zeit drängt und außerdem würden an diesen Orten gewisse inkompetente Personen, darunter Polizisten wie dieser Vegas und etliche weitere Beamte der Provinzverwaltung, meine Arbeiten nur erschweren.«

»Aha, und wo gedenken Sie, unsere Unterhaltung dann fortzusetzen?«

»In Ihrem Zimmer«, sagte die Frau lapidar und hielt ihm eine jener Taschen, in der man im Allgemeinen einen Laptop transportierte, genau vor die Nase. »Alles, was wir dazu brauchen, habe ich hier.«

Tobias verharrte für einen Moment unschlüssig, was ihm sofort eine weitere kühle Bemerkung einbrachte.

»Was ist, was zögern Sie? Haben Sie etwa Angst davor, mit mir allein auf Ihr Zimmer zu gehen?«

*

Es war kurz vor Einbruch der Dämmerung.

Im Schein der schwindenden Sonne, deren Strahlen das umliegende Land mit purpurnem Licht überzogen hatten, schwebte ein riesiger Zopiloten mit weit ausgebreiteten Schwingen hoch am Himmel. Als Cuca, der alte Yaqui, mit seinem graubraunen Hengst den Fuß jener letzten Hügelkuppe erreichte, die ihn noch von der Ebene trennte, in der sein Rancho lag, waren es bereits

vier dieser großen Geier, die mit schrillum Krächzen am Abendhimmel ihre Kreise zogen.

Cuca lebte lange genug in diesem Land, um zu wissen, dass dies ein sicheres Anzeichen dafür war, dass sich an jener Stelle, über der die Aasvögel nun schon minutenlang kreisten, etwas Totes oder Sterbendes befinden musste.

Das war auch der Grund, warum er trotz der späten Stunde sein Pferd noch den steilen Berghang hinaufzwang. Er hätte es sich und dem Tier auch leicht machen und den einfachen Weg um den Hügel herum nach Hause nehmen können.

Aber auf dem Plateau, das sich oben auf der Kuppe des Hügels fast drei Quadratmeilen weit von Westen nach Osten hin erstreckte, befand sich die Sommerweide jener Viehherde, die ihm und seinem Clan, schon seit er denken konnte, Nahrung, Kleidung und eine Zukunft schenkte.

Er war nur deshalb hier hoch geritten.

Er konnte es sich nicht leisten, den Tod eines der Tiere so einfach hinzunehmen, niemand aus seinem Clan konnte das.

Oben angekommen sah er die Herde dicht gedrängt unter den weit ausladenden Ästen eines Palo-Verde-Baumes stehen. Sie waren auffallend nervös und hatten die Ohren aufgestellt. Dann fiel sein Blick auf die Stelle, über der die Vögel kreisten.

»Heeyahhho!«

Mit einem wilden Schrei zügelte er den Hengst keinen Steinwurf von dem Aas entfernt.

Zu seinem Entsetzen handelte es sich bei dem toten Tier auch noch um ein Kalb. Ein Jungtier, dessen Fleisch bis zur zwanzigsten Woche seines Daseins nicht nur ein immenses Geld einbrachte, sondern das je nach Konstitution auch der Grundstock einer neuen Zucht sein konnte. In jedem Fall aber war dies für seinen Stamm ein immenser materieller Schaden.

Das tote Kalb lag auf der Seite.

Schmeißfliegen krochen in einer solch dichten Masse über den Kadaver, dass er kaum erkennen konnte, was für eine Farbe das Fell des Tieres hatte, geschweige denn, wodurch es getötet worden war.

Das Summen und Brummen der Fliegen klang überlaut in der Stille des Abends.

Der Yaqui stieg von seinem Pferd, führte den Hengst zur Seite und schlang die Zügel unweit von dem Kadaver um einen sonnenverbrannten Dornbusch. Der Geruch und der Anblick des toten Kalbs hatten das Pferd mit jeder Minute unruhiger werden lassen.

Cuca zog eine langläufige Sharps aus dem mit Franzen besetzten Wildlederfutteral an der Seite seines Sattels und ging vorsichtig auf das Tier zu.

Als er vor dem Kadaver stand und an ihm herunterblickte, bestätigte sich das, was er vorher nur schattenhaft wahrgenommen hatte.

Kalter Schweiß überzog einem glitzernden Netz gleich seine Stirn.

Irgendetwas hatte das Kalb angefallen. Es war nur deshalb nicht so offensichtlich zu erkennen, weil das Tier genau auf der Seite lag, wo man ihm die Wunden

beigebracht hatte.

Cuca schob den Gewehrschaft unter die Schulter des Tieres und versuchte, es unter Mithilfe der Hebelkraft zu wenden, denn mit seinen knapp 300 Pfund war das Kalb beinahe dreimal so schwer wie er selbst.

Als es ihm nach mehreren Versuchen endlich gelungen war, das Tier auf die andere Seite zu wälzen, musste er schlucken.

Er war bisher der Meinung gewesen, dass ihn mit seinen etwas über sechzig Wintern nichts mehr erschüttern konnte.

Aber er hatte sich geirrt.

*

»Hier zum Beispiel«, sagte Estrella Cabano und deutete auf den Bildschirm ihres Laptops. »In dieser Einstellung ist es besonders schön zu sehen.«

Tobias schluckte und warf der Gerichtsmedizinerin einen verwunderten Blick zu.

Die Dame besaß in der Tat eine ziemlich dunkle und morbide Ader, er kannte jedenfalls keine Frau, die beim Anblick einer Leiche, die aussah, als wäre sie in einen Fleischwolf gefallen, in Entzücken ausbrach und Worte wie *schön* oder *faszinierend* gebrauchte.

Dann starrte er erneut auf den Bildschirm.

Er hatte in seiner Ausbildung unter anderem zwar auch einen Crashkurs in Sachen Medizin verpasst bekommen, aber so sehr er sich auch bemühte, er konnte beim Anblick des Toten beim besten Willen nicht er-

kennen, was denn hier angeblich so besonders schön zu sehen sein sollte.

Für ihn war die Betrachtung eines zerstückelten Menschen und jeder Menge Blut nichts *Schönes* und daran würde sich auch nichts ändern, selbst wenn er noch in hundert Jahren den Beruf eines Polizisten ausüben sollte.

»Sorry, aber ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

Cabano schenkte dem Paraforce-Agenten einen Augenaufschlag der Marke *Nein* – *nicht schon wieder so einer* und stieß einen Seufzer aus. Dann deutete sie mit dem Zeigefinger auf eine Stelle auf der Schulter des Toten, die nicht zerfleischt war, sondern deutlich den Abdruck von einem Tiergebiss zeigte.

»Zählen Sie bitte einmal die Zahnabdrücke.«

Tobias war weder Veterinär noch sonst ein ausgebildeter Mediziner, deshalb ergab seine erste Zählung zweiunddreißig und die zweite einunddreißig Abdrücke.

Die Frau nickte trotzdem sichtlich zufrieden.

»Nicht schlecht für einen Laien, Respekt. Es sind in der Tat einunddreißig. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

Bevor Tobias zu einer Antwort ansetzen konnte, redete die Frau auch schon weiter.

»Das, was Sie da sehen, ist nur der Oberkiefer. Wenn Sie jetzt noch den Unterkiefer dazunehmen, kommen Sie auf über sechzig Zähne. Eine biologische Unmöglichkeit! Kein Hund auf der ganzen Welt hat mehr als

zweiundvierzig Zähne. Dazu kommt noch, was meine Untersuchungen ergeben haben. Die Beißkraft muss über 1000 Kp liegen! Wenn Sie bedenken, dass selbst ein Kampfhund wie ein Mastino höchstens auf 350 Kp kommt, dann erahnen Sie wohl, dass wir es hier nicht mit einem normalen Wesen, sondern mit einem Monster zu tun haben. Kein Wunder also, wenn die Leute hier am Durchdrehen sind. Das ist Wasser auf den Mühlen derer, die behaupten, der Chupacabra geht hier um.«

»Könnte es nicht auch ein anderes Tier sein, zum Beispiel ein Bär?«

Die Frau senkte bedauernd den Blick. »Leider nein. El oso plateado, wie man Mexikos silbernen Bären auch nennt, ist nachweislich seit 1968 ausgestorben. Die anderen Bären, die sonst noch in unserem Land vorkommen, sind Nasenbären. Wenn ich Ihnen jetzt sage, dass Katzen zu ihren natürlichen Feinden zählen, werden Sie mir wohl zustimmen, wenn ich behaupte, solch ein Tier kann einen erwachsenen Menschen kaum derart zurichten.«

Jetzt war Tobias an der Reihe zu seufzen. »Womit wir also wieder bei diesem unseligen Chupacabra wären.«

Die Gerichtsmedizinerin nickte betroffen. »Leider, es gibt zwar nicht den geringsten wissenschaftlichen Beweis für die Existenz einer solchen Kreatur, aber solange wir der Bevölkerung keine Fakten liefern können, wird sich der Irrglaube an dieses Fabelwesen nicht ausrotten lassen. Das heißt, dass wir von den Leuten hier keinerlei Unterstützung bekommen werden, jedenfalls

nicht von den einfachen Menschen und auch nicht von den Indianern. Das ist schlecht, denn gerade sie kennen das Land wie ihre Hosentasche und würden uns sicherlich weiterhelfen können.«

»Was schlagen Sie also vor? Ich meine, wo soll ich mit meinen Ermittlungen beginnen?«

Die Gerichtsmedizinerin bedachte Tobias mit einem Blick, in dem sowohl Anerkennung als auch Enttäuschung lagen. »Sind Sie mir nicht böse, aber so, wie ich Sie einschätze, sind Sie sicherlich ein kompetenter und, wenn es sein muss, auch knallharter Polizist, aber Sie haben einen großen Fehler.«

»Und der wäre?«

»Sie sind allein. Mir persönlich wäre es lieber gewesen, man hätte uns aus der Hauptstadt zwei Kompanien Soldaten geschickt. Die Entfernung zwischen den einzelnen Tatorten beträgt teilweise über eine Autostunde. Das Gebiet umfasst was weiß ich wie viele Quadratmeilen. Wie wollen Sie da als Einzelner dieses Monster aufspüren? Selbst wenn Sie die gesamte Polizei von Cerro la Aguja und meine Wenigkeit hinzuziehen, sind wir gerade mal ein halbes Dutzend Leute. Die Wahrscheinlichkeit, den Jackpot in der Staatslotterie zu knacken, dürfte gegenüber der Aussicht auf Erfolg in dieser Sache wohl ungleich höher sein.«

Das Geräusch eines schnell herankommenden Autos bereitete ihrer Unterhaltung ein jähes Ende. Auf der Straße vor dem Hotel quietschten unvermittelt Bremsen, dann war das Schlagen von Autotüren zu hören.

Die beiden sahen sich erstaunt an.

In der Lobby ertönten Stimmen, Tobias identifizierte eine davon als die von Commandante Vegas. Dann näherten sich seiner Zimmertür trappelnde Schritte.

»Señor Salcher, sind Sie noch wach? Señor Salcher, um Gottes willen, melden Sie sich bitte!«

Tobias stand auf und näherte sich mit zwei, drei hastigen Schritten der Tür, als von draußen auch schon jemand wie von Sinnen gegen das Holz hämmerte.

»Ja doch!«, sagte der Paraforce-Agent laut und vernehmlich. »Ich komm ja schon.«

Tobias hatte kaum die Tür geöffnet, als Vegas förmlich in sein Zimmer hineinplatzte. Hinter ihm drängten sich Sargento Ortiz und ein grauhaariger Indianer auf dem schmalen Hotelflur.

»Oh«, sagte Vegas überrascht, als er bemerkte, dass Tobias nicht allein im Zimmer war. »Ich wusste nicht, dass Sie Besuch haben. Es tut mir leid, wenn wir gestört haben.«

»Das haben wir bestimmt nicht«, sagte Ortiz und grinste anzüglich. »Es scheint ja nichts passiert zu sein, denn sonst wären die beiden mit Sicherheit nicht mehr angezogen.«

Vegas, dem der Kommentar seines Sargentos sichtlich peinlich war, bekam in Gegenwart der Gerichtsmedizinerin sofort einen hochroten Kopf.

Im Gegensatz zu Estrella Cabano, die Ortiz augenblicklich scharf über den Mund fuhr.

»Wissen Sie, warum ich Ihnen zum Geburtstag eine Rolle Toilettenpapier einpacken werde?«

Ortiz legte den Kopf schief und machte ein Gesicht,

das nicht gerade vor Intelligenz strotzte. Die Stimme der Gerichtsmedizinerin klang wie gesprungenes Glas, als sie weiterredete.

»Weil ich nicht weiß, was man einem Arschloch sonst schenken soll.«

*

Francisco Vegas saß zusammengekrümmt hinter dem Steuer seines Dienstwagens und hielt das Lenkrad derart fest umkrampft, dass die Fingerknöchel seiner Hände fast weiß unter der olivbraunen Haut hervortraten.

Das bullig wirkende Fahrzeug schoss mit einem dumpfen Röhren durch die nächtlichen Straßen der Stadt. Der Verkehr war für den späten Abend ungewöhnlich spärlich, aber seit der Chupacabra-Geschichte war das Nachtleben von Cerro La Aguja sowieso so gut wie nicht mehr existent. Deshalb verzichtete Vegas auch auf den Einsatz der Polizeisirene.

Im Wagen selber herrschte eine unwirkliche Stille.

Keiner der Insassen sagte ein Wort, alle wirkten seltsam angespannt. Ein Umstand, den Tobias als Anlass nutzte, in Gedanken noch einmal alle Informationen zu rekapitulieren, die auf ihn eingestürzt waren, seit der Commandante zusammen mit Sargento Ortiz und dem alten Indianer so überstürzt vor seinem Hotelzimmer auftauchte.

Soviel er während ihrer Gespräche heraushören konnte, hatte der Yaqui, der jetzt zwischen ihm und der Gerichtsmedizinerin auf der Rückbank saß, auf sei-

ner Ranch offensichtlich etwas entdeckt, das ihre Ermittlungen entscheidend weiterbringen konnte. Was genau es war, hatte er noch nicht so ganz verstanden, denn ihm waren sowohl der breite Mexikanerslang, der hier in Chihuahua gesprochen wurde, als auch die Sprache der Yaqui nicht so richtig geläufig.

Während der Wagen mit weit über sechzig Meilen durch die Nacht raste, musterte Tobias den Indianer seit ihrem Zusammentreffen zum ersten Mal etwas eingehender.

Der grauhaarige Yaqui saß trotz des schlingernden Polizeifahrzeugs entsprechend seinem Status als Clanführer würdevoll auf der Rückbank. Im Gegensatz zu Ortiz, der sich neben dem Commandante auf dem Beifahrersitz flegelte und bar jeglicher Manieren mit dem Nagel seines kleinen Fingers zwischen den Zähnen herumstocherte.

Cuca hatte die Arme verschränkt und trug nichts außer einer ärmellosen Lederweste, einer dünnen Leinwandhose und Mokassins. Ein Umstand, der Tobias unwillkürlich frösteln ließ, wusste er doch, dass in diesem wüstenähnlichen Teil des Landes die Temperaturen selbst im Sommer in der Nacht fast bis auf den Gefrierpunkt fielen.

Das von Wind und Wetter tief gebräunte Gesicht des Indianers wirkte im Zwielicht des Wageninneren wie eine Maske aus dunklem Kupfer.

Ab und zu warf er einen Blick aus dem Fenster, sagte aber nichts.

»Darf ich Sie etwas fragen?«, sagte Tobias, um zu ver-

suchen, mit dem Indianer ins Gespräch zu kommen. Dabei bemühte er sich, so leise wie möglich zu sprechen. Nach dem bisherigen Verhalten von Vegas und Ortiz hatte er nicht die geringste Lust, die beiden Polizisten mit in die Unterhaltung einzubeziehen.

Der Yaqui drehte den Kopf. »Fragen Sie«, antwortete er ebenso leise.

»Ich würde gern Ihre Meinung zu der Geschichte hören.«

Einen Moment lang glaubte der Paraforce-Agent, in den Augen des Indianers einen bedauernden Ausdruck zu erkennen, aber nur für einen Moment.

Dann begann Cuca zu reden.

»Warum fragen Sie mich? Fragen Sie doch die Leute, die meinem Volk das Land weggenommen haben.«

»Das verstehe ich jetzt nicht ganz ...«

»Das denke ich mir, die meisten der weißen Männer verstehen uns nicht, sie lachen stattdessen über uns. Sie behandeln die Erde wie eine Ware, die man kaufen kann, so wie Bohnen, Mehl oder Schafe. Ihre Gier wird die Erde eines Tages verschlingen und als Wüste zurücklassen, denn die Erde gehört nicht den Menschen, sondern der Mensch gehört zur Erde.

Alles ist miteinander verbunden. Die Erde ist heilig, sie ist unsere Mutter. Wir können von ihr nicht immer nur nehmen, ohne selber etwas zu geben. Das wird sich in absehbarer Zeit einmal rächen und ich denke, diese Zeit ist jetzt gekommen.«

»Dann zweifeln Sie also auch an dieser Chupacabra-Legende?«

Der Yaqui drehte den Kopf und machte ein Gesicht, als hätte ihn Tobias gefragt, ob er an die Existenz vom Weihnachtsmann glaubte.

»Ja«, sagte Cuca und lieferte dem Paraforce-Agenten auch gleich die Erklärung hinterher.

»Ich denke, es ist keine Legende, sondern das Ergebnis der Umweltsünden, die ihresgleichen dem Land angetan haben. Seit Jahren schon transportiert man Dinge in dieses Land, die da nicht hingehören. Die Erde beginnt sich allmählich zu wehren. Wenn Sie mich fragen, ich habe schon lange mit so etwas gerechnet.«

»Wir sind da!«, sagte Ortiz, bevor Tobias die Unterhaltung fortsetzen konnte.

Der Polizist drehte sich umständlich in seinem Sitz nach hinten und musterte den Indianer fragend. »Wie geht es jetzt weiter?«, wollte Ortiz wissen, indes er mit dem Daumen seiner Rechten über die Schulter hinweg auf die Windschutzscheibe und damit auf jene Hügelgruppe zeigte, deren Umrisse sich vor ihnen im grellen Scheinwerferlicht des Wagens abzeichneten.

»Das Beste wird sein, wir halten irgendwo da vorne«, erwiderte der Yaqui. »Ich glaube kaum, dass wir mit dem Auto da hoch kommen.«

Vegas, der den Fuß vom Gas genommen hatte und sich inzwischen im Schrittempo den Hügeln näherte, lächelte selbstgefällig, während er mit der Hand beinahe liebevoll über das Lenkrad strich. »Ich aber schon, denn mit meinem Schätzchen hier komme ich überall hin, wo ich will.«

Tobias konnte zu den Worten des Commandante nur zustimmend nicken. Als alter Auto- und Motorsportfreak wusste er natürlich längst, was für ein Kraftpaket Vegas da durch die mexikanische Wildnis lenkte. Der Wagen war ein Ford F-150, Modell Police Responder mit einem 3,5 Liter Ecoboost-Sechszylindermotor und Zehngangautomatik. Mit seinem Allradantrieb und den bescheidenen vierhundert Pferdestärken unter der Haube erklomm das Fahrzeug in der Tat jede noch so steile Strecke, und wenn es sein musste auch mal einen Berg.

Dennoch mischte sich bei all der Begeisterung über diesen Wagen auch eine gewisse Bitterkeit in seine Gedanken.

Der Wagen schlug selbst in der zahmen Straßenversion mit knapp fünfzigtausend Dollar zu Buche, die Polizeiversion, die sicherlich noch etliche technische Raffinessen zusätzlich beinhaltete, garantiert mit noch zehn Riesen mehr.

Sechzigtausend Dollar waren für eine Gemeinde, die so klamm war, dass sie es sich nicht einmal leisten konnte, ihre öffentlichen Parkplätze zu asphaltieren, eine unvorstellbar hohe Summe und Vegas als Commandante dieses Kleinstadtpostens normalerweise viel zu unbedeutend, als dass er Anspruch auf ein solches Fahrzeug hatte.

Tobias war Realist genug, um zu wissen, woher das Geld stammte, mit dem sich Vegas trotzdem einen solchen Wagen leisten konnte.

Durch die Nähe der Grenze war die Provinz ein be-

lieber Umschlagplatz sowohl für illegale Einwanderer in die Staaten, Autoschieberei, als auch für den Drogenhandel. Bestechung und Schmiergelder waren hier wahrscheinlich an der Tagesordnung. Tobias ahnte, dass auch Vegas davon nicht ausgenommen war. Deshalb hatte er auch Unterstützung vom Hauptquartier von Paraforce angefordert. Er wollte den Fall so schnell wie möglich zu den Akten legen, denn er hasste nichts mehr, als mit korrupten Behörden zusammenzuarbeiten.

In diesem Moment ging ein heftiger Ruck durch den Wagen und Vegas' triumphierende Stimme riss ihn jäh aus seinen düsteren Gedanken heraus wieder in die Wirklichkeit zurück. Der Commandante wollte es anscheinend allen, insbesondere Cuca, beweisen, dass er mit dem Wagen tatsächlich bis zur Hügelkuppe hochfahren konnte.

Tobias stellte allerdings schnell fest, dass Vegas zwar einen Führerschein besaß, aber über einen Fahrstil verfügte, der schlicht als unterirdisch zu bezeichnen war.

Er beherrschte das Fahrzeug in keiner Weise.

Er konnte mit dem bulligen Wagen vielleicht auf den geteerten Straßen der Stadt geradeaus fahren, aber im Gelände war er mit dem Auto vollkommen überfordert.

Er ließ kein Schlagloch und auch sonst keine Unebenheit aus, obwohl Platz zum Manövrieren zur Genüge vorhanden war. Bereits nach wenigen Yards machte das Geschaukel fast jeden von ihnen seekrank und das Tempo, mit dem sie vorwärtskamen, war kaum höher

als die Schrittgeschwindigkeit eines Erwachsenen.

Dennoch brachte er es fertig, den Wagen nach etwa einer halben Stunde rumpelnd über das Plateau auf der Hügelkuppe zu rollen.

Das grelle Licht der Autoscheinwerfer leuchtete das Gelände vor ihnen beinahe taghell aus.

Ein Umstand, der Tobias nicht besonders verwunderte, schließlich waren in der Frontpartie des Wagens einschließlich der Stoßfänger ein ganzes Dutzend LED-Lampen eingefasst. Sie waren noch keine einhundert Yards weit gekommen, als sich Ortiz jäh in seinem Sitz aufrichtete und erneut durch die Windschutzscheibe nach draußen deutete.

Nur klang seine Stimme diesmal ungleich aufgeregter.

»Jesus, was für eine Scheiße ist das denn?«

*

Gabriela Fernandez zog die Eingangstür ihrer Mansardenwohnung hinter sich ins Schloss und eilte hastig die Treppe zum Erdgeschoss hinunter.

Unten angelangt blieb sie einen Moment lang unschlüssig im Hausflur stehen.

Aber nur für einen Moment.

Dann legte sie ihre Rechte um die Klinke der Eingangstür und zog sie mit einem entschlossenen Ruck auf. Sie wusste, dass es gefährlich war, in der Dunkelheit das Haus zu verlassen, aber ihr blieb einfach keine andere Wahl mehr.

Ihre kleine Tochter war krank, wahrscheinlich eine Magen-Darm-Geschichte.

Also eigentlich nichts, was sie als Mutter nicht mit ein paar altbewährten Hausmitteln wie Sarsaparillatee, Rotwurzeln oder wilder Wasserkresse wieder in Griff bekam. Dennoch gab es da etwas, das sie regelrecht dazu zwang, trotz der Dunkelheit doch auf die Straße zu gehen.

Sie verzog das Gesicht zu einer angewiderten Grimasse, als ihr der fürchterliche Gestank aus der Abfalltüte erneut in die Nase stieg. Die Windeln darin, inzwischen waren es zehn an der Zahl, verbreiteten in ihrer kleinen Wohnung allmählich einen derart üblen Geruch, dass sie beinahe im Minutentakt würgen musste.

Eine gewisse Angst vor dem, was seit Tagen in den Straßen der Stadt geschah, war zwar vorhanden, aber die war inzwischen bei Weitem nicht so groß wie der Ekel vor den prall gefüllten Windeln ihrer Tochter, die in der von der Sonne aufgeheizten Wohnung im Laufe des Tages ein Aroma entwickelt hatten, gegen das der Gestank faulender Eier wie der Duft von Rosenwasser anmutete.

Gabriela glitt rasch aus dem Hauseingang, sah sich noch einmal um und ging dann mit schnellen Schritten auf den kleinen Hinterhof zu, in dem sich nicht nur die zu ihrer Mietskaserne gehörigen Mülleimer befanden, sondern auch die der beiden Nachbarhäuser.

Dort angekommen rümpfte sie angewidert die Nase.

Achtzig Mietparteien, aber nur drei Dutzend Mülleimer, dementsprechend streng roch es auch.

Überall auf dem Hof lag Unrat herum.

Zersplitterte Schnapsflaschen, scharfkantige Konservendosen und die verschmutzten Spritzen der Junkies, die es hier in der Gegend zuhauf gab. Ein unbedachter Schritt und man konnte sich hier alles Mögliche einfangen.

Aber darauf konnte sie jetzt keine Rücksicht nehmen.

Die junge Frau schüttelte sich, hob den Deckel des erstbesten Müllbehälters an und warf den Abfallbeutel hinein. Dann drehte sie sich auf dem Absatz um und lief wieder zum Eingang des Gebäudes zurück, wo im dritten Stock ihre Tochter hoffentlich immer noch im Kinderbett neben dem Wohnzimmersofa lag und schlief.

Ihr Mann hatte Nachtschicht, nur deshalb war sie gezwungen, das Kind alleine zu lassen. *Es wird schon nichts passieren, dachte sie noch, sind ja keine fünf Minuten, in denen die Kleine unbeaufsichtigt ist.*

Doch sie dachte falsch.

Aber das wurde ihr erst bewusst, als sie sich auf dem Rückweg zum Haus befand.

Irgendetwas bewegte sich plötzlich vor ihr zwischen Hinterhof und Hauseingang.

Abrupt blieb sie stehen und blickte sich um.

Aber nichts geschah.

Alles blieb ruhig.

Vorsichtig ging Gabriela weiter.

Zwei Schritte später bewegte sich aber wieder etwas vor ihr und diesmal schon wesentlich näher.

Angstschauer rieselten über ihren Rücken.

Sie blieb wieder stehen, spähte in die Dunkelheit und lauschte.

Aber die Nacht blieb immer noch totenstill.

Obwohl sie weder etwas sehen noch hören konnte, hatte sie plötzlich das Gefühl, als ob in ihrem Magen ein zentnerschwerer Eisblock lag.

Gabriela zitterte, trotzdem zwang sie sich, ruhig zu bleiben.

Sie blieb auch ruhig, jedenfalls bis hinter ihr ein Geräusch zu hören war.

Ein Herzschlag lang stockte ihr der Atem.

Zwei dunkle Schemen strichen verstohlen an ihr vorbei.

Ein Knurren ertönte.

Gabriela schluckte.

Was zum Teufel ..., durchzuckte es sie.

In diesem Moment kam der Mond wieder hinter der dunklen Wolkengruppe hervor, die sich vor ihn geschoben hatte, als sie das Haus verließ.

Das silberne Licht des Himmelskörpers erhellte dabei eine Szenerie, die sie fast wahnsinnig werden ließ.

Mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen starrte sie auf die beiden Kreaturen, die ihr den Weg zum Haus zurück versperrten. Das, was da keine fünf Schritte vor ihr auf dem Boden saß, waren keine Tiere oder Menschen, sondern Ungeheuer! Irgendwelche Monster, die nur der Hölle oder den Drogenfantasien eines wahnsinnigen Bildhauers entsprungen sein konnten.

Ihr hundeähnlicher Körperbau war dabei das Einzi-

ge, was noch von dieser Welt zu stammen schien, der Rest glich einer einzigen Anhäufung abstruser Monstrositäten.

Diese Hundewesen, oder was immer sie auch sein sollten, waren völlig ohne Fell. Sie sahen aus wie frisch gehäutet und ihre seltsam bläulichen Körper waren mit unzähligen Geschwüren übersät. Nasse, glänzende, fast faustgroße Gebilde aus zuckendem, pulsierendem Fleisch.

Aber das Schrecklichste waren ihre Köpfe, deformierte Schädel, die nur aus roten, geschlitzten Augen und einem riesigen Maul zu bestehen schienen.

Gabriela presste sich die Hand vor den Mund, um den Schrei zu ersticken, der tief aus ihrer Kehle hochstieg. Langsam, unendlich langsam, um ja keine Aufmerksamkeit zu erzeugen, ging sie rückwärts zu den Abfalleimern.

Tränen rannen ihr dabei über das Gesicht.

Als sie mit dem Rücken gegen die erste Mülltonne stieß, erfolgte der Angriff.

Die beiden Bestien gingen beinahe gleichzeitig auf die Frau los.

Die junge Mexikanerin schlug beide Hände vors Gesicht, sank auf die Knie und schrie.

Plötzlich krachte ein Schuss.

Die Kugel traf eine der Kreaturen mitten in den deformierten Schädel und tötete sie augenblicklich.

Ein Mann trat aus der Dunkelheit, Police Officer Alfonso Ramirez.

Er hielt seine Dienstpistole in der Hand und feuerte

erneut.

Die zweite Bestie hatte ebenfalls keine Chance. Als sie die Kugel erwischte, überschlug sie sich in der Luft und war tot, noch bevor ihr Körper den Boden berührte.

Ramirez steckte seine Pistole wieder ein, überzeugte sich vom Tod der Kreaturen und half schließlich Gabriela auf die Beine.

»Ich denke, es ist vorbei«, sagte er knapp.

Gabriela nickte, dann warf sie sich dem Polizisten schluchzend an den Hals.

*

»Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

Felipe Ortiz fluchte, seit sie angehalten hatten.

Er fluchte, als sie den Wagen verließen, und er fluchte selbst dann noch, als sie am Tatort standen und auf das tote Kalb, oder besser gesagt auf das, was davon noch übrig geblieben war, hinunter starrten.

Er hätte wahrscheinlich noch weiter geflucht, aber inzwischen ging sein ewiges *Scheiße, Scheiße* nicht nur Tobias auf die Nerven. Commandante Vegas legte seinem Adjutanten die Hand auf die Schulter und brachte ihn mit einem kurzen Satz jäh zum Verstummen. »Halt endlich die Klappe, Felipe!«

Der Sargento verzog das Gesicht, sagte aber nichts.

Vegas seufzte und wandte sich dem Indianer zu. »Verdammt, Cuca, was soll das?« Dabei zeigte er beinahe vorwurfsvoll auf den Tierkadaver, der vor ihnen

am Boden lag. »Du kommst spät abends in mein Büro gerannt, machst uns alle verrückt, dass wir Wunder was denken, und dann zeigst du mir lediglich ein totes Kalb. Hast du uns etwa dafür mitten in der Nacht in die Berge gejagt?«

»Drehen Sie das Tier auf die Seite, dann wissen Sie, was ich meine.«

Vegas machte ein Gesicht wie eine Kuh, wenn es blitzt, und blickte sich unschlüssig um.

Ortiz zuckte mit den Schultern und gab erneut das Wort *Scheiße* von sich.

Der Einzige, der handelte, war Tobias.

Der Paraforce-Agent band sich sein Taschentuch vor Mund und Nase und ging vor dem Kadaver in die Knie. Er packte das Tier an den Vorderbeinen und zog das tote Kalb zur Seite. Eine dichte Wolke aus Schmeißfliegen stieg auf und der Gestank, der ihm entgegenströmte, war unbeschreiblich.

Die ihnen abgewandte Seite des Kadavers sah aus wie ein Apfel, in den jemand mehrmals herzhaft hineingebissen hatte. An Hals, Schulter und Hüfte waren faustgroße Fleischbrocken herausgerissen. Die Wunden waren alle so tief, dass man die Knochen sehen konnte.

Tobias hatte Mühe, das Wenige, das er bisher gegessen hatte, im Magen zu behalten.

Trotzdem entging ihm das yardgroße Loch am Boden nicht, das der Kadaver bisher verdeckt hatte.

Das Ganze sah aus wie der Eingang zu einem Tierbau.

Er glaubte zu wissen, was Cuca entdeckt hatte, dennoch richtete er seinen Blick fragend auf den alten Yaqui. »Was ist das?«

»Eine Tierhöhle, wahrscheinlich von einem Dachs oder einem Kojoten. Eigentlich nichts Besonderes, es gibt hier draußen viele solcher Höhlen.«

»Soso, nichts Besonderes«, blaffte Vegas, dem deutlich anzumerken war, dass es ihm überhaupt nicht behagte, sich um diese Uhrzeit noch in den Bergen aufzuhalten.

»Und warum hast du uns dann hierher geführt?«

»Ich glaube, ich kann es mir denken«, meldete sich Estrella Cabano zu Wort. »Kein Dachs, Kojote oder sonst ein Raubtier legt seine Beute direkt vor dem Eingang zu seiner Höhle ab. Das Aas würde seine Feinde in Scharen anlocken.« Die Gerichtsmedizinerin wandte sich dem Indianer zu. »Also raus mit der Sprache, was lebt in diesem Bau wirklich?«

»Die Kreaturen, die ihr Chupacabra nennt, jedenfalls mindestens eine davon.«

Wäre eine Bombe direkt vor ihren Füßen explodiert, hätte sie wahrscheinlich kaum mehr Wirkung erzielt als die Worte des Yaqui. Vegas und die anderen zuckten zusammen, als hätten sie in eine Steckdose gefasst.

»Sind Sie sich da sicher?«, fragte Tobias schließlich vorsichtig.

Cuca nickte entschlossen. »Als ich das Tier zur Seite drehte, um zu sehen, woran es gestorben war, hingen noch drei dieser Kreaturen an meinem Kalb. Offensichtlich Neugeborene, denn sie waren kaum größer

als meine Faust. Ihre Körper waren noch nass und glänzend, als wären sie erst vor Kurzem dem Mutterleib entschlüpft. Trotzdem schnappten sie sofort nach mir, als ich das tote Kalb vom Höhleneingang wegzerrte.«

»Und dann?«, fragte Vegas fassungslos.

»Nachdem sich eines davon in meinen Stiefel verbissen hatte, habe ich es wie eine Ratte zertreten. Die anderen sind darauf sofort in der Höhle verschwunden. Danach bin ich nach Hause geritten, habe mich ins Auto gesetzt und bin in die Stadt gefahren. Den Rest der Geschichte kennen Sie ja.«

Vegas nickte überhastet, er wirkte irgendwie nervös. Augenscheinlich schien er mit der Situation überfordert zu sein, denn statt in seiner Eigenschaft als Polizeikommandant eine klare Entscheidung zu treffen, drehte er sich einfach um und ging zum Wagen zurück.

Tobias blickte ihm hinterher und schüttelte den Kopf, bis er hinter seinem Rücken ein seltsames Geräusch vernahm. Was zuerst nur vage als ein tiefes Brummen zu hören gewesen war, wandelte sich schnell in ein wütendes Knurren und Geifern.

Estrella und die Männer sahen sich fragend an.

Tobias drehte sich als Erster um.

Das grelle Licht der Autoscheinwerfer beleuchtete eine Szenerie, die ihm schier den Atem nahm. Sechs Kreaturen, die ihrem Aussehen nach unmöglich von dieser Welt stammen konnten, saßen mit entblößten Fängen keine hundert Yard von ihnen entfernt im Halbkreis auf dem Boden.

Seine Nackenhaare stellten sich auf, während er ihre weit aufgerissenen Schnauzen mit den unzähligen scharf nach innen gebogenen Zähnen betrachtete. Mit den heraushängenden Zungen und den schiefen, deformierten Schädeln sah es so aus, als grinsten die Bestien in Erwartung reicher Beute.

»Weg hier!«, schrie Tobias und wirbelte auf dem Absatz herum.

Irgendetwas in seinem Innern sagte ihm, das sie schleunigst von hier verschwinden sollten.

Er ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie recht er mit seiner Vermutung hatte.

»Alle Mann zum Wagen, los, wir müssen weg von hier!«

Mehr musste er nicht sagen, der Anblick der zähnefletschenden Hundekreaturen würde jeden von ihnen zum Laufen bringen.

Jeden, außer den Sargento.

»Ohne mich«, knurrte Ortiz, der breitbeinig vor dem Rinderkadaver stehen blieb. »Soweit kommt es noch, das ich mich vor ein paar verkrüppelten Viechern verstecke.«

Mit einem trotzigem Aufschrei riss Felipe seine Dienstwaffe aus dem Halfter und feuerte.

Einmal, zweimal, viermal ...

In den letzten Schuss mischte sich Estrellas gellender Entsetzensschrei. Denn obwohl ihnen der Sargento fast das komplette Magazin seiner halb automatischen Waffe entgegen gejagt hatte, rasten die Monster weiter unaufhaltsam auf sie zu.

Aus ihrem Knurren und Geifern war jetzt ein Brüllen geworden.

Tobias sah sich in einem Albtraum wieder, der kein Ende zu nehmen schien.

Im Gegenteil, mit jedem Schuss, mit dem Ortiz dem Leben einer der heranstürmenden Kreaturen ein Ende bereitete, tauchten zwei weitere am Rand des Hochplateaus auf.

Der Paraforce-Agent und der Yaqui sahen sich einen Moment lang in die Augen und handelten dann wie ein Mann.

Tobias packte den Sargento am Arm und der Indianer Estrella. Gemeinsam flogen die vier förmlich auf den Polizeiwagen zu, in dem Vegas bereits am Steuer saß. Tobias stieß Ortiz von der rechten Wagenseite aus auf die Rückbank, Cuca die Gerichtsmedizinerin von der anderen Seite. Dann folgte er ihr, während Tobias auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

Sie hatten kaum die Türen hinter sich zugeschlagen, als die ersten Kreaturen auch schon heran waren. Ihre gedrungenen, sicher mehr als einhundert Pfund schweren Leiber krachten im Sekundentakt gegen das Blech des Wagens.

»Worauf warten Sie noch?«, brüllte Tobias den Commandante an.

Vegas, der wie ein Häufchen Elend hinter dem Steuer saß, zuckte zusammen und ließ fast die Autoschlüssel fallen.

»Fahren Sie endlich los, Mann, oder sollen uns diese Bestien genauso zerfleischen wie Cucas Rinder?«

Vegas gab einen wimmernden Laut von sich und versuchte erneut, den Wagenschlüssel in das Zündschloss zu stecken. Erst jetzt bemerkte Tobias, dass der Mann ein einziges Nervenbündel war. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn, sein Gesicht war so weiß wie eine frisch gekalkte Wand und er zitterte am ganzen Körper.

Du feiges, korruptes Schwein, durchzuckte es den Paraforce-Agenten. Schmiergelder annehmen und die Leute beschleifen, das kannst du, aber wehe, es geht dir an den Kragen, dann bekommst du weiche Knie und schreist nach deiner Mama.

Er hatte den Gedanken kaum zu Ende gebracht, als die Tiere erneut mit solcher Wucht gegen das Fahrzeug sprangen, dass der Polizeiwagen inzwischen immer bedrohlicher ins Schwanken geriet.

Nach einem schnellen Rundumblick erkannte er voller Entsetzen, wie die Kreaturen den Wagen bereits förmlich unter sich begraben hatten. Von dem Plateau und der weiteren Umgebung war nichts mehr zu sehen. Wohin er auch durch die Scheiben des Autos blickte, nur noch monströse, voller faustgroßer Eitergeschwüre und Missbildungen übersäte Tiere, die sich wie rasend gebärdeten.

Ihre Zähne und Krallen, mit denen sie versuchten, die Scheiben zu zerstören, verursachten Geräusche, die nicht nur dem Mann von Paraforce durch Mark und Bein gingen.

»Verdammt, Señor Salcher, tun Sie doch endlich was!«, schrie Estrella, während der Yaqui plötzlich einen monotonen Singsang anstimmte.

Tobias kniff eine Sekunde lang die Augen zusammen und schüttelte den Kopf.

War er hier in einem Irrenhaus gelandet?

Während draußen ein Rudel Hundemonster versuchte, ihrer habhaft zu werden, um sie in Stücke zu reißen, war er hier drinnen anscheinend nur von Verrückten umgeben.

Ein alter Indianer, der sein Todeslied anstimmte, ein Sargento, dessen Vokabular lediglich aus dem Wort Scheiße zu bestehen schien, und ein korrupter Polizeikommandant, der sich in der Stunde der Gefahr als Jammerlappen entpuppte.

Es war Zeit zu handeln.

Als er den Kopf zur Seite nahm, glaubte er, seinen Augen nicht zu trauen.

Anstatt den Motor anzuwerfen und in die Stadt zurückzufahren, saß Vegas wie ein Ölgötze hinter dem Lenkrad und sah beinahe andächtig dabei zu, wie sich auf seiner hellen Uniformhose langsam ein dunkler Fleck ausbreitete, der rasch immer größer wurde.

Tobias verschlug es fast die Sprache, als ihm klar wurde, dass sich Vegas soeben vor lauter Angst in die Hose pisste.

Seine Finger krallten sich in die schwammige Schulter des feisten Polizeikommandanten und zogen ihn zu sich auf den Beifahrersitz. Dass Vegas' Gesicht dabei über die Fahrzeugkonsole radierte, interessierte ihn in diesem Moment nicht die Bohne.

Im Gegenteil, er setzte seine körperliche Überlegenheit geradezu rücksichtslos ein, um so schnell wie

möglich auf den Fahrersitz zu gelangen.

Die Zeit drängte.

Die Hundebestien hatten sich inzwischen zwar wieder zurückgezogen, aber nur, wie es den Anschein hatte, um einen weiteren Angriff vorzubereiten.

Tobias, der nicht die geringste Lust verspürte, auf jene Dinge zu harren, die da folgten, drehte den Schlüssel um und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch.

Keinen Moment zu spät.

Während der Wagen wie ein Pfeil nach vorne schoss, konnte er im Rückspiegel erkennen, wie alle Hundewesen fast gleichzeitig hinter ihnen herrannten.

Der Anblick ließ ihn frösteln.

Es mussten an die zwanzig sein.

*

Es war weit nach Mitternacht, als sie wieder nach Cerro la Aguja zurückkehrten.

Die kleine Stadt war wie ausgestorben, niemand war zu sehen, nirgends brannte noch Licht.

Tobias fuhr die Hauptstraße hoch, stellte den Wagen auf dem Parkplatz vor dem Gebäude der Polizeistation ab und stieg aus.

Es war still, abgesehen vom Schlagen der Autotüren und den schlurfenden Schritten der anderen Wageninsassen.

Seiner Meinung nach zu still.

Das Polizeigebäude wirkte in der Dunkelheit seltsam

verlassen und einsam, irgendwie unheimlich.

Tobias verharrte und sah sich nachdenklich um, in dessen die anderen stumm auf den kiesbedeckten Weg zusteuerten, der vom Parkplatz aus auf das Polizeigebäude zuführte.

Ortiz ging voran. Sein Gesicht war bleich und verkniffen, genauso wie das der Gerichtsmedizinerin. Die beiden schienen ebenfalls wie alle anderen immer noch unter dem Schock der vergangenen Ereignisse zu stehen. Der Indianer murmelte irgendeine Beschwörungsformel vor sich hin und Vegas, nur noch ein Schatten seiner selbst, taumelte einem Betrunkenen gleich hinter den dreien her.

Ihre Schuhsohlen knirschten auf dem Kiesweg bei jedem Schritt überlaut durch die Dunkelheit. Aber nicht lange. Sie hatten kaum zwei Yards zurückgelegt, als im Polizeigebäude das Fenster neben der Eingangstür aufgerissen wurde und eine schrille Stimme zu hören war.

»Wer ist da? Antwortet oder ich schieße!«

Tobias wurde im Bruchteil einer Sekunde klar, dass die Person, die zu der Stimme gehörte, hochgradig nervös und verunsichert sein musste. Eine solche Person in einer Polizeistation und mit all den Waffen dort war mehr als nur ein Risiko.

Sie mussten mit allem rechnen.

Er wollte Ortiz deshalb noch eine Warnung zurufen, aber es war zu spät. Der Polizist war inzwischen, ohne zu antworten, wie ein Bulldozer einfach weiter gestampft.

Das Ergebnis kam dann auch postwendend.

Im Fensterrahmen tauchte ein Gewehrlauf auf und im gleichen Augenblick stach eine Feuerlanze auf sie zu. Etwas strich zischend über sie hinweg, während die Schussdetonation einer großkalibrigen Waffe wie Gewitterdonner durch die Straße grollte.

»Bist du verrückt geworden, Ramirez?«, brüllte der Sargento, der sich beim Krachen des Schusses wie alle anderen bäuchlings auf den Boden geworfen hatte.

»Bist du das, Ortiz?«, kreischte die Stimme.

»Wer denn sonst, du arschloch!«

Die Eingangstür zur Polizeistation wurde aufgerissen. Eine breite Lichtbahn fiel aus dem abgedunkelten Gebäude heraus auf den kiesbedeckten Zugang. Dann erschien eine hochgewachsene Gestalt in Polizeiuniform auf der Schwelle.

»Verdammt, warum hast du nicht angerufen, dass du zurückkommst?«

»Du blöder Hund, du blöder«, bellte Ortiz, während er mühsam wieder auf die Beine kam. Offensichtlich hatte ihn das Krachen des Schusses aus seiner Lethargie gerissen. »Seit wann muss ich als dein Vorgesetzter anrufen, wenn ich ins Büro komme?«

Ramirez senkte das Gewehr. »Excusa, Sargento«, sagte er schuldbewusst. »Aber seit gestern Abend ist hier der Teufel los. Ihr seid kaum aus der Stadt gewesen, als es auch schon losging.«

»Was soll das heißen?«, bellte Ortiz.

»Die Chupacabras sind in der Stadt, es müssen Dutzende sein.«

Die Menschen zuckten zusammen.

»Sind Sie sich da sicher?«, wollte der Paraforce-Agent wissen.

Ramirez, dem seine Nervosität deutlich anzusehen war, blickte auf und musterte den Agenten misstrauisch. Verächtlich zog er seine Mundwinkel nach unten, als er Tobias antwortete.

»Ob ich mir sicher bin?«, fragte er schrill. »Mann, es ist noch keine Stunde her, als ich zwei dieser Bestien erschießen musste, weil sie mitten in der Stadt eine Frau angegriffen haben, die gerade dabei war, hinter ihrem Haus eine Tüte mit vollgeschissenen Windeln in den Mülleimer zu werfen.«

»Und dann, ich meine, was haben Sie dann gemacht?«

»Nachdem ich die Frau in ihrer Wohnung in Sicherheit gebracht hatte, ging ich wieder zur Polizeistation zurück. Dabei versperrte mir eine weitere dieser Kreaturen den Weg. Die habe ich ebenfalls erschossen. Ich denke also, ich weiß, wovon ich rede.«

Bevor Tobias dazu etwas sagen konnte, ertönte am anderen Ende der Straße das durchdringende Jaulen eines Hundes.

Wie auf einen stummen Befehl hin ruckten alle Köpfe beinahe gleichzeitig in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Danach bedurfte es keiner weiteren Worte mehr.

Jeder von ihnen rannte so schnell, wie er konnte, in die Polizeistation.

Tobias, der das Gebäude als Letzter betrat, zog die Tür hinter sich ins Schloss und sah sich mit schnellen

Blicken um.

Der Anblick, der sich seinen Augen bot, kam ihm relativ bekannt vor.

Irgendwie sahen die Polizeiposten einer Kleinstadt überall auf der Welt gleich aus.

Egal ob in Österreich, in Spanien oder wie hier an der mexikanischen Grenze, der Eingangsbereich und auch das Mobiliar waren stets dasselbe.

Auch hier war der Vorraum durch eine hüfthohe Holzbarriere in zwei Hälften geteilt und sehr spartanisch eingerichtet.

Auf der Besucherseite gab es eine wacklige Sitzbank und ein paar verblichene Fahndungsplakate, die man in Augenhöhe mit durchsichtigem Klebeband an den Wänden befestigt hatte. Auf der anderen Seite befand sich ein ovaler Tisch mit mehreren Stühlen. Die Tischplatte war mit Computerbildschirmen, Telefonapparaten, Drucker und Faxgerät überladen. Ein kleines Regal mit mehreren Ordnern und ein abgestoßener Metallschrank vervollständigten die ganze Einrichtung. Rechts vom Schrank gab es eine Tür, hinter der sich erfahrungsgemäß die Arrestzellen sowie die Waffenkammer und das Büro des Polizeikommandanten befinden mussten.

Mehr konnte er nicht erkennen, denn inzwischen redeten im Büro alle wild durcheinander.

Das Stimmengewirr wurde derart laut, dass er Mühe hatte, einen klaren Gedanken zu fassen. Im Wissen um die Sicherheit, die ihnen die Mauern der Polizeistation boten, fühlte sich augenscheinlich jeder von ihnen da-

zu berufen, seine Ansichten über diesen Fall lautstark vorzubringen.

Jeder, wie Tobias bemerkte, außer Vegas.

Der Commandante, den das Geschehen offensichtlich komplett aus der Bahn geworfen hatte, hing wie ein Häufchen Elend auf der Besucherbank, total erledigt und geschafft.

Die Überheblichkeit, die er noch an den Tag legte, als er vor wenigen Stunden Manuel und Paco, die beiden Mexikaner, die Tobias auf dem Parkplatz überfallen hatten, herunterputzte, war Vergangenheit.

Sein ehemals helles Hemd war grau und schmutzig, seine Uniform zerknautscht.

Außerdem roch er derart penetrant nach Pisse und Schweiß, dass es jedem, der auch nur in seine Nähe kam, unweigerlich schlecht wurde.

»Verdammt, Ramirez, was ist hier los?«, schrie Ortiz.

»Ich hoffe doch, Sie haben eine dieser Kreaturen in die Polizeistation bringen lassen«, rief die Gerichtsmedizinerin. »Ich muss sie sofort untersuchen.«

»Sie müssen gar nichts«, brüllte der Sargento. »Als Erstes muss ich wissen, was hier vorgefallen ist.«

»Das sagen Sie, aber meine Untersuchungen haben im Moment Vorrang. Ohne sie werden wir nie herausfinden, woher diese Wesen kommen und warum die Natur plötzlich verrückt spielt.«

Einen Moment lang herrschte Stille.

Estrella Cabano drehte den Kopf und starrte Tobias in einer Art und Weise an, als erwarte sie seine Zustimmung. »Oder was sagen Sie dazu?«

Tobias zuckte die Achseln und zog den Kopf zwischen die Schultern. »Keine Ahnung«, sagte er. »Aber um ehrlich zu sein, interessiert mich Ihr Kompetenzgerangel im Moment nicht die Bohne. Wir sollten lieber darüber nachdenken, wie es weitergeht. Es kann schließlich nicht sein, dass irgendwelche Hundewesen eine ganze Stadt beherrschen.«

»Wir müssen die Armee verständigen«, sagte Ortiz. »Etwas anderes bleibt uns gar nicht mehr übrig.«

»Das sehe ich etwas differenzierter«, erwiderte Tobias vorsichtig. Er hatte inzwischen den Eindruck bekommen, dass der Sargento seinem Commandante die Befehlsgewalt abgenommen hatte. Es hatte also wenig Sinn, Ortiz offen zu widersprechen, denn nach dem Ausfall von Vegas war er im Moment der dienstgradhöchste Polizeibeamte und stand somit laut den Statuten von Paraforce auch über ihm. »Sicher kommen wir früher oder später nicht umhin, das Militär über diese Ereignisse zu informieren, aber wenn, dann erst, wenn die Kollegen meiner Behörde hier eingetroffen sind.«

»Wozu? Je schneller die Armee darüber Bescheid weiß, umso schneller sind die Soldaten hier und schaffen uns diese Monster vom Hals.«

»Genau darin dürfte meiner Meinung nach das Problem liegen«, sagte Tobias. »Sicher werden die Soldaten die Tiere alle erschießen, aber wie ich die Armee kenne, glaube ich kaum, dass man sich auch die Mühe macht, dem Grund ihrer Existenz nachzugehen. Und dann? Ich meine, was ist, wenn die Soldaten nach einigen Tagen wieder in ihre Kasernen zurückkehren, die

Leute hier wieder auf sich alleine gestellt sind und diese Wesen erneut auftauchen, weil es vielleicht irgendwo da draußen einen Virus oder etwas anderes gibt, das eigentlich harmlose Tiere in Monster verwandelt?«

»Señor Salcher hat recht«, sagte die Gerichtsmedizinerin. »Ich halte es auch für besser, wenn wir auf die Spezialisten seiner Behörde warten.«

»Und wie lange sollen wir warten?«

Tobias drehte den Kopf in Richtung Bürour und erstarrte, als er aus der Bewegung heraus registrierte, dass Vegas plötzlich aufgesprungen war und mit dem Zeigefinger seiner Rechten aufgeregt auf die Eingangstür zeigte. Dabei gab er ununterbrochen ein leises Wimmern von sich.

Tobias schlug sein Jackett zur Seite und griff nach der Dienstwaffe.

Estrella, die den Paraforce-Agenten beobachtet hatte, riss überrascht die Augen auf.

»Was ...«, sagte sie, verstummte jedoch sofort, als die Tür aufflog und Tobias schoss.

Eines der Hundewesen taumelte in den Raum, stolperte und fiel vor der Besucherbank zu Boden. Vegas, der inzwischen auf die Bank gesprungen war, kreischte wie ein Verrückter.

Tobias raste zur Tür und schmetterte sie ins Schloss. Dann ließ er die beiden Riegel oben und unten einrasten. Ramirez fluchte und feuerte mit seinem Gewehr aus unmittelbarer Nähe so lange auf die Kreatur, bis ihm der Paraforce-Agent die Waffe aus der Hand nahm.

Pulverdampf waberte in dichten, stinkenden Schwaden durch das kleine Büro.

»Es ist gut«, sagte Tobias sanft aber bestimmend.
»Das Biest ist erledigt.«

*

Im gleichen Moment jaulte draußen ein Hund, dann noch einer.

Vegas wimmerte wieder.

»Wir müssen die Fenster besetzen«, sagte der Paraforce-Agent entschlossen. »Wenn wir die Tiere nicht vertreiben, passiert dasselbe wie auf dem Hügelplateau. Nur mit dem Unterschied, dass wir diesmal nicht so einfach verschwinden können. Auf dem Hügel konnten wir ihnen noch mit dem Wagen davonfahren, hier im Haus geht das aber nicht.«

»Madre de Dios«, fluchte Ortiz. »Was sollen wir tun?«

»Gibt es hier noch eine andere Tür, die nach draußen führt, oder Fenster?«

»Ja, hinten bei den Arrestzellen, aber da ist alles mit Gittern versehen und verriegelt.«

»Gut, und wie sieht es mit Waffen aus?«

»Außer dem, was Ramirez und ich in den Händen halten, noch eine Winchester, eine Schrotflinte und ein 45er Colt, liegt alles im Waffenschrank, hinten im Büro von Vegas.«

»Herholen!«, sagte Tobias. »Je mehr Leute hier drin bewaffnet sind, umso größer ist unsere Chance, diese

Nacht zu überstehen.«

Ortiz nickte und ging durch die Tür hindurch nach hinten.

»Aber ... aber ich habe noch nie in meinem Leben eine Waffe in der Hand gehalten, geschweige denn damit geschossen«, lamentierte die Gerichtsmedizinerin.

»Dann werden Sie es jetzt lernen«, sagte Tobias hart.

Estrella Cabano schluckte und starrte ihn aus schreckgeweiteten Augen an.

Im selben Moment tauchte der Sargento wieder auf und verteilte die Waffen. Die Gerichtsmedizinerin bekam den 45er. Er erklärte der Frau kurz den Mechanismus der Waffe und wandte sich dann wieder Tobias zu.

Der Paraforce-Agent stand inzwischen am Fenster neben der Eingangstür und starrte aus zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit hinaus.

Plötzlich zuckte er zusammen.

Ortiz, der ihn beobachtet hatte, verharrte mitten in der Bewegung. »Was ...«

Tobias machte eine knappe Handbewegung, die den Polizisten sofort verstummen ließ.

Vorsichtig öffnete er die Fensterscheibe und starrte nach draußen. Dann drehte er sich um und winkte den Sargento heran. Dabei legte er den Zeigefinger beinahe beschwörend auf seine Lippen.

Ortiz nickte und glitt leise an ihn heran.

Seine Lippen wurden zu schmalen Strichen, als er den gedrungenen Schatten erkannte, der keine drei Schritte von der Eingangstür entfernt auf dem kiesbe-

deckten Zugangsweg neben einem Busch kauerte. Es war jener Busch, in den sie den Kadaver des Hundewesens geworfen hatten, das Ramirez in der Polizeistation erschossen hatte.

Es schien, als wollte sich das Tier vom Tod seines Artgenossen überzeugen. Es schnüffelte, knurrte und stupste den Kadaver mehrmals mit der Schnauze an.

Im selben Augenblick, als Ortiz nach seiner Dienstwaffe griff, drehte die Kreatur den Kopf und starrte dem Polizisten direkt in die Augen.

Die Bestie entblößte ihre spitzen Fangzähne, während tief aus ihrer Kehle heraus ein dunkles Knurren zu hören war.

Blitzartig riss Ortiz seinen Colt hoch, stieß den Lauf durch das offene Fenster und feuerte.

Das Hundewesen wurde noch im Sprung getroffen. Ortiz' Kugel wischte das Monster buchstäblich vom Weg.

Im gleichen Moment wuchs am anderen Ende der Straße ein weiteres Schattenwesen in die Höhe.

Dann ein zweites, drittes, viertes.

Bei zehn hörte Tobias mit Zähnen auf. Stattdessen sprintete er zur Tür, entriegelte sie blitzschnell und sprang nach draußen. Dort ging er in die Knie, als würde er sich auf dem Schießstand befinden, und nahm seine Dienstwaffe hoch. Kaltblütig jagte er den Wesen das halbe Magazin seiner Glock entgegen.

Die Kreatur, die sich am nächsten von ihm befand, sprang hoch und flog zur Seite. Seine Kugel hatte sie noch mitten im Sprung erwischt. Eine andere wurde

im vollen Lauf zurückgestoßen und kippte nach hinten weg. Eine dritte überschlug sich in der Luft und eine vierte traf die nächste Kugel direkt in den Kopf und tötete sie augenblicklich.

Ein lautes, beinahe anklagendes Jaulen hallte durch die Straße, dann löste sich erst eines, dann ein zweites und schließlich fast ein halbes Dutzend dieser Wesen aus dem Schatten der umliegenden Häuser.

Haken schlagend rannten die Kreaturen in die Dunkelheit hinein.

Es war vorbei.

Tobias fühlte sich leer und ausgebrannt, als er in die Station zurückging.

Estrella faselte etwas vom Jüngsten Tag, Ramirez' Gesicht war so bleich wie eine frisch gekalkte Wand und Vegas hockte auf der hintersten Ecke der Besucherbank und heulte. Er saß mit dem Gesicht zur Wand und Tobias sah, wie seine Schultern zuckten.

Der Paraforce-Agent schüttelte den Kopf und sank auf einen der Stühle. Er war stehend k. o. und er wusste auch, dass man ihm das ansah. Deshalb war er dankbar, als Ortiz ihn aufforderte, erst einmal eine Pause einzulegen.

»Sie sollten jetzt etwas schlafen, Señor Salcher«, sagte der Sargento.

Der Yaqui, dessen Gesicht einer steinernen Maske glich, nickte zustimmend.

»Meiner Meinung nach ist die Sache noch längst nicht ausgestanden. Von daher wäre es mir lieber, Sie sind ausgeruht, wenn die ganze Scheiße wieder von vorne

losgeht.«

Ein Blick in die entschlossenen Gesichter der beiden Männer zeigte ihm auf, dass er tatsächlich eine Pause einlegen konnte, ohne sich irgendwelche Gedanken darüber machen zu müssen oder Gewissensbisse zu bekommen. Er nickte dankbar, lehnte sich nach hinten und kreuzte die Arme vor der Brust.

Innerhalb von Sekunden war er eingeschlafen.

*

Die Nacht ging vorüber, ohne dass etwas geschah.

Ortiz und der Indianer hatten die ersten Wachen übernommen, Tobias die letzte.

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erhob er sich mit einem herzhaften Gähnen von dem Stuhl, der ihm in den letzten Stunden als Sitzgelegenheit gedient hatte. Schlaftrunken wischte er sich mit der Rechten über das Gesicht, während aus der Tür heraus, die hinter der Holzbarriere in den rückwärtigen Teil der Polizeistation führte, das Klirren von Geschirr und Besteck zu hören war.

Neugierig hob er den Kopf. Der Duft von frisch aufgebühtem Kaffee wehte in den Raum.

Kurz darauf erschien die Gerichtsmedizinerin und stellte mitten zwischen die Computer und den Drucker ein Tablett auf die Tischplatte.

Nach einem kurzen Rundumblick zeigte sie auf die dampfenden Tassen.

»Ich weiß zwar nicht, wie es euch geht, aber ich den-

ke, nach so einer Nacht kann eine Tasse Kaffee nicht schaden.«

Die Männer ließen sich nicht zweimal bitten.

»Ich habe allerdings keine Milch gefunden, es gibt nur Zucker.«

Tobias nickte und drehte sich um. »Egal, Hauptsache Kaffee.«

Der Paraforce-Agent nahm sich als Erster eine Tasse von dem Tablett. Ein kurzer Blick zeigte ihm auf, dass der Kaffee genau nach seinem Geschmack zu sein schien, also heiß wie die Hölle und schwarz wie die Nacht. Vorsichtig nahm er die Tasse hoch und spitzte die Lippen, um sich nicht gleich beim ersten Schluck den Mund zu verbrennen.

Jesus, durchzuckte es ihn, als die ersten Tropfen des schwarzen Gebräus in seinem Magen gelandet waren, die Brühe ist so stark, dass sie sogar Tote wieder zum Leben erwecken kann.

Dann, nach einem kurzen Moment des Verharrens, folgte ein anerkennendes Nicken.

»Hat Ihnen eigentlich schon mal jemand gesagt, dass Sie nicht nur eine hervorragende Gerichtsmedizinerin sind, sondern auch eine Expertin in Sachen Kaffee kochen? Das hier ist das Beste, was ich seit Jahren getrunken habe.«

Ein Lächeln stahl sich in das ernst wirkende Gesicht der Frau. »Eigentlich noch nie, jedenfalls nicht so direkt. Also danke für das Kompliment.«

»Das war kein Kompliment, sondern eine Tatsache«, sagte Tobias, während er ihr Lächeln erwiderte.

Inzwischen hielten auch die anderen Kaffeetassen in den Händen. Außer Vegas; er saß reglos auf der Bank und stierte wie ein Idiot die gegenüberliegende Wand an. Ortiz, der die Blicke, mit denen Tobias den Commandante musterte, bemerkte, schüttelte den Kopf und tippte sich mit dem Zeigefinger seiner Rechten mehrmals an die Schläfe.

»Vergessen Sie ihn, der ist erledigt. Erzählen Sie uns lieber, wie es jetzt weitergehen soll.«

»Wir bleiben bis auf Weiteres hier drin«, sagte Tobias, auf den sich inzwischen alle Augen gerichtet hatten. »Draußen ist es zwar ruhig, und wie es scheint, sind die Tiere abgezogen, aber wir sollten trotzdem kein Risiko mehr eingehen. Ich habe vor etwa einer Stunde eine SMS erhalten, wonach bereits mehrere von meinen Kollegen mit Hubschraubern hierher unterwegs sind.«

Er hatte kaum ausgedet, als ein Geräusch an ihre Ohren drang, das rasch immer lauter wurde. Es schien von überall und nirgends herzukommen, hauptsächlich aber aus der Luft.

Es dauerte keine Sekunde, bis Tobias identifiziert hatte, was das für ein Geräusch war.

Hubschrauber!

Ortiz und Estrella hoben ebenfalls die Köpfe.

»Sie haben recht!«, schrie Ramirez aufgeregt. »Sie kommen!«

Jeder im Raum wusste, was der Polizist damit meinte.

Jeder, außer Vegas!

Der Commandante sprang auf die Füße. »Nein!«, schrie er wie von Sinnen. »Sie dürfen nicht herkommen, sonst sind wir alle verloren.« Dann raste er zur Tür.

Bevor irgendjemand reagieren konnte, hatte Vegas die Riegel zurückgeschoben und rannte nach draußen. Mit einem Lachen, das keinen Zweifel mehr daran aufkommen ließ, dass Vegas endgültig übergeschnappt war, lief er wie ein Hase Haken schlagend auf seinen Wagen zu.

Ortiz und Tobias hinter ihm her.

»Halt!«, brüllte Tobias. »Um Gottes willen, bleiben Sie doch stehen!«

Vegas lachte erneut.

Dann drehte er sich um, zog seine Dienstwaffe und feuerte wie ein Revolvermann aus der Hüfte heraus auf seine Verfolger. Tobias bemerkte aus den Augenwinkeln, wie Ortiz neben ihm herumgeschleudert wurde.

Mit einem Fluch beendete er die Verfolgung und lief stattdessen auf den Sargento zu. Dabei verdammte er zum wiederholten Mal den Umstand, dass niemand von ihnen daran gedacht hatte, Vegas die Waffe abzunehmen.

Inzwischen war die Luft vom Donnern mehrerer Auftriebsrotoren erfüllt. Zwei Armeehubschrauber schwebten wie riesige, dunkle Vögel auf die Polizeistation zu.

Dennoch gelang es Vegas, unbehelligt mit seinem Wagen loszufahren.

Obwohl ihn die Leichtigkeit, mit der er den Hubschraubern entkommen konnte, mit Wut erfüllte, machte Tobias den Piloten keinen Vorwurf. Für einen Außenstehenden war es schließlich die normalste Sache der Welt, dass von einer Polizeistation aus Dienstfahrzeuge mit Blaulicht und Sirene vom Hof fuhren.

*

Während Vegas mit seinem Wagen in Richtung Süden aus der Stadt raste, landeten die beiden Hubschrauber auf dem Parkplatz vor der Polizeistation.

Im ersten waren Soldaten eines mobilen Einsatzkommandos der mexikanischen Armee, im zweiten mehrere Wissenschaftler von Paraforce, dazu ein Experte für Kryptozoologie, einer für Umweltschutz und ein Fotograf.

Diese Crew stand unter dem Befehl von Team Commander Steve Tanner.

Er war kaum mittelgroß, wirkte aber ungemein drahtig und hatte die dunkelsten Knopfaugen, die Tobias je gesehen hatte.

Soviel er wusste, war Tanner ein einfacher Soldat, der sich vom Fallschirmjäger bis zum Stabsunteroffizier hochgedient hatte. Er hatte die Kämpfe im Kosovo mitgemacht, sich in zahllosen Nächten in den Bergen Afghanistans den Arsch abgefroren und sich im Irak auf der Suche nach Saddam Hussein den Tripper eingefangen, weil er in einem schiitischen Puff in Bagdad zwei Nächte lang ohne Kondom gevögelt hatte.

Nichtsdestotrotz waren seine militärischen Fähigkeiten so groß, dass ihn Paraforce noch vor Ablauf seiner Soldatenzeit aus dem Dienst auslöste, um ihn ihrem Team einzuverleiben.

»Hallo Steve«, sagte Tobias.

»Hallo Arnold«, erwiderte Steve in Anspielung auf einen anderen Österreicher, der in den Staaten nicht erst seit seiner Amtszeit als Gouverneur von Kalifornien so bekannt wie ein bunter Hund war. »Schön, dich zu sehen. Ich freue mich immer wieder, wenn ich mit dir zusammenarbeiten darf.«

»Ich mich auch«, sagte Tobias und streckte die Hand zur Begrüßung aus.

Obwohl sich die beiden berufsbedingt bisher höchstens ein Dutzend Mal gesehen hatten, waren sie die dicksten Freunde.

»Weißt du Bescheid?«

»Ich denke, ja, die Infos aus der Zentrale waren ziemlich aufschlussreich. Trotzdem wäre ich dir dankbar, wenn ich noch deine Meinung zu den Ereignissen hören könnte.«

Tanner legte die Hand auf Tobias' Schulter und schob den Paraforce-Agenten langsam aber bestimmend auf den Hubschrauber zu, vor dem die Expertencrew von Paraforce ihre Ausrüstung inspizierte.

Die nächste halbe Stunde verbrachten die Freunde dann im Bauch des Hubschraubers, genauer gesagt vor dem Laptop, den Tanner aus der Paraforce-Zentrale mitgebracht hatte.

Auf dem Bildschirm war eine dreidimensionale Karte

der näheren Umgebung zu sehen, in der oberen rechten Ecke Daten wie Temperatur, Windrichtung und Bodenbeschaffenheit.

Während Tobias mit der Maus fast jeden Quadratcentimeter der Karte anklickte, machte sich Tanner immer wieder ein paar handschriftliche Notizen.

»Wie du siehst, ist das Gelände, in dem sich unsere Freunde aller Voraussicht nach aufhalten, ziemlich verwinkelt und unübersichtlich«, gab Tobias zu bedenken.

»Das macht nichts, wir können ihre Fährte auch vom Hubschrauber aus verfolgen, da sich besonders im Wüstensand jegliche Art von Abdrücken deutlich abzeichnet.«

»Werden die umherwirbelnden Rotoren die Spuren nicht verwehen?«

»Nicht, wenn wir einen gewissen Abstand zum Boden einhalten.«

»Okay«, erwiderte Tobias und wechselte das Thema. »Es geht mich eigentlich nichts an, aber mich würde trotzdem interessieren, was für eine Order du bekommen hast. Werdet ihr diese Wesen alle eliminieren, oder müsst ihr versuchen, ein paar davon zu Forschungszwecken einzufangen?«

Tanner sah seinen Freund auf eine merkwürdige Art an. »Warum fragst du?«

»Weil ich da jemanden kenne, der sich nichts Sehnlcheres wünschen würde, als solchen Untersuchungen beizuwohnen.«

Tanner zog die Stirn kraus. »Ich kann mich nicht entsinnen, dass unsere Wissenschaftler ihre Arbeit jemals

zu einer öffentlichen Veranstaltung gemacht haben.«

»Ich weiß, aber mit ihrem Wissen könnte Estrella vielleicht sogar eine Hilfe für uns sein.«

»Estrella? Meinst du etwa diese Gerichtsmedizinerin?«

Tobias nickte.

Sein Freund wiegte unentschlossen den Kopf hin und her. »Wäre möglich, denn wie ich erfahren habe, muss sie ein ziemliches Ass auf ihrem Gebiet sein. Also von meiner Seite aus spricht nichts dagegen, aber du weißt ja, das entscheide nicht ich, sondern wie in jeder Behörde die Schlipsträger. Aber jetzt genug geredet, lass uns nach draußen gehen. Ich habe nämlich seit meinem Abflug in New York nur noch in irgendwelchen klimatisierten Räumen herumgesessen. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie es sich anfühlt, frische Luft zu atmen. Außerdem würde ich zu gerne ein paar Worte mit dieser Gerichtsmedizinerin wechseln.«

Tobias nickte, schaltete den Laptop aus und verließ kurz darauf gemeinsam mit seinem Freund, Team Commander Steve Tanner, den Hubschrauber. Während sie zusammen auf das gegenüberliegende Gebäude der Polizeistation zgingen, kamen ihnen zwei Soldaten mit einer Trage entgegen.

Darauf lag Ortiz. Als er Tobias erkannte, gab er den Sanitätern den Befehl stehen zu bleiben, während er versuchte, sich aufzurichten.

Der Paraforce-Agent kam an die Trage und schüttelte den Kopf. »Es ist besser, du bleibst liegen, Amigo.«

Ortiz starrte zu ihm hoch. »Aber nur, wenn du mir

versprichst, diese Monster zu töten. Erschieße sie«, presste er zwischen seinen Zähnen hervor. »Hast du gehört? Erschieße diese Bestien.« Dabei presste er stöhnend seine Hand auf die Hüftwunde.

»Ich denke, das reicht. Sie können später mit ihm reden, jetzt muss erst einmal die Kugel raus, sonst bekommt er noch eine Blutvergiftung«, sagte einer der Träger.

Tobias nickte und gab den Weg frei.

Er sah den Männern noch eine Weile nach, bis ihn Steve am Ärmel zupfte und auf die Polizeistation zeigte.

Tobias gab mit einem knappen Handzeichen zu verstehen, dass er wusste, was Steve von ihm wollte, dann beeilte er sich, das Gebäude zu betreten.

Offensichtlich wurde er von den Anwesenden schon sehnsüchtig erwartet.

Sowohl Estrella als auch Ramirez und dem Yaqui war deutlich anzusehen, dass sie sich in Gegenwart der schwer bewaffneten mexikanischen Soldaten sichtlich unwohl fühlten.

Officer Ramirez erblickte den Paraforce-Agenten als Erster. Sein hageres Gesicht leuchtete in begeisterndem Grinsen auf. »Himmel, wo waren Sie so lange? Wir haben alle schon gedacht, dass man Sie verhaftet hat.«

»Keine Angst, das wird nicht passieren«, grinste der Paraforce-Agent. »Schließlich sind wir hier alle Kollegen.« Dann trat er zur Seite und überließ Tanner das Wort.

Eine halbe Stunde lang informierte sie der Leiter des

Paraforce-Kommandos über alles, was er wusste und was geplant war.

Die Gesichter der Anwesenden wurden dabei immer ernster. Besonders Ramirez wurde zusehends nachdenklicher.

»Könnten wir die Gegend, in der diese Monster vermutet werden, nicht zuerst weiträumig absperren, bevor der Zugriff erfolgt?«, fragte er, obwohl seinem Gesicht anzusehen war, dass er nicht viel Hoffnung auf eine Zustimmung hatte. »Nicht dass irgendein Zivilist sich noch zufällig dorthin verirrt.«

»Dauert zu lange«, erwiderte Tanner knapp. »Bis wir genügend Leute zur Verfügung haben, um das Gelände abzuriegeln, sind diese Wesen längst gewarnt. Wie ich den bisherigen Berichten entnommen habe, sind die Viecher alles andere als dumm. Denken Sie nur an die gezielten Angriffe auf dem Hochplateau oder ihre Attacken hier in der Stadt. Nein, wir müssen schnell handeln, ansonsten laufen wir Gefahr, dass sie auch noch in andere Bundesstaaten einfallen. Stellen Sie sich nur einmal vor, was passiert, wenn ein ganzes Rudel von denen plötzlich in einer Millionenstadt wie Chihuahua oder Ciudad Juarez auftaucht.«

Fast jeder der Anwesenden zuckte zusammen. An ihren entsetzten Gesichtern war unschwer zu erkennen, dass sich dieses Szenario niemand vorstellen wollte.

Nach einem Moment der Stille meldeten sich nun auch die Gerichtsmedizinerin und der Yaqui zu Wort. Als die Diskussion zu Ende ging, war Mittag vorüber, und obwohl jedem von ihnen allmählich der Magen

knurrte, dachte keiner ans Essen.

Dazu war die Lage viel zu prekär.

Der Nachmittag verging dann mit Erkundungsflügen und Vorbereitungen. Der eigentliche Einsatz war für den nächsten Tag geplant.

Irgendwann im Laufe des frühen Vormittags zwischen halb sieben und halb neun, wenn die Sichtverhältnisse noch ideal waren, weil die Luft um diese Zeit noch nicht vor Hitze flirrte.

*

Graue Nebelbänke schoben sich durch die Niederungen des kleinen Flüsschens, das aus der Vogelperspektive betrachtet wie eine Nadel in die umliegende Wüstenlandschaft stach und dem kleinen Städtchen Cerro den Beinamen la Aguja verliehen hatte. Sein alkalihaltiges Wasser spülte mit leisem Plätschern an die sandigen Ufer. Im Osten schimmerte allmählich der Schein der aufgehenden Sonne durch den Fröhndunst und irgendwo begrüßte ein Kauz mit einem schwachen Laut den neuen Tag.

Eine Meile davon entfernt, neben der Polizeistation, stand ein einsamer Wachposten zwischen den Hubschraubern. Er hatte sich sein schmales Barett tief in die Stirn gezogen und den Kragen seiner Armeejacke hochgeschlagen, um sich vor der Morgenkühle zu schützen.

Manuel Parada seufzte, während er erneut einen Blick auf seine Armbanduhr warf. Obwohl er das Ge-

fühl hatte, hier schon seit einer halben Ewigkeit auf seinem Posten zu stehen, zeigte ihm das Zifferblatt gnadenlos auf, dass trotz allem immer noch geschlagene zwei Stunden Dienst vor ihm lagen. Einhundertzwanzig lange Minuten, von denen sich jede einzelne scheinbar endlos hinzuziehen schien.

Jedenfalls kam es Manuel so vor.

Ärgerlich schüttelte er den Kopf.

Eigentlich sollte er daheim in Menaro sein, sich um den Rancho seiner Eltern kümmern, nach dem Vieh sehen, Heu machen und dafür sorgen, dass die alten Herrschaften auf den kommenden Winter vorbereitet waren und genug Holz für den Kamin bereitstand.

Eigentlich! Stattdessen aber stand er seit Mitternacht auf dem Parkplatz irgendeiner beschissenen Polizeistation und bewachte zwei noch beschissenerere Hubschrauber.

Und wer war schuld?

Die Regierung!

Obwohl er der Obrigkeit in unzähligen Briefen zu vermitteln versuchte, dass seine Eltern ohne ihn den Rancho nicht halten konnten, blieben die dortigen Beamten stur und beharrten darauf, dass er seinen Militärdienst ableistete.

Eine Entscheidung, die er vielleicht akzeptiert hätte, wenn sie gerecht gewesen wäre.

Aber das war sie nicht, denn während er als einfacher Bauernsohn zur Armee eingezogen wurde, konnte Pablo, der Sohn des Dorfalkalden, dank einer großzügigen Spende an die Kirche und dem Einfluss seines

Vaters weiterhin jeden Vormittag im Café am Marktplatz sitzen und den Mädchen hinterherpfeifen.

Allein der Gedanke, dass seine Eltern ohne seine Hilfe ums nackte Überleben kämpften, während der vollgefressene Bastard in den Tag hinein lebte, brachte Manuel fast um den Verstand.

Kalte Wut stieg in ihm auf, wie so oft in den letzten Wochen und Monaten.

Er wusste, dass es Unrecht war, trotzdem setzte sich das Wort Desertion immer tiefer in seinem Innern fest.

Seine düsteren Gedanken endeten erst, als er seitlich vor sich hastige Schritte vernahm.

Manuel hob den Kopf und starrte mit zusammengekniffenen Augen auf den wallenden Frühnebel, der vom Fluss aus durch die Straßen der kleinen Stadt zog. Endlose Sekunden verstrichen, bis er die Umrisse einer Gestalt erkennen konnte, die sich geduckt den Hubschraubern näherte.

Der Soldat nahm das Gewehr hoch und spannte den Abzug.

Er wollte dem Mann gerade eine Warnung zurufen, als er die Waffe auch schon wieder sinken ließ. Der Unbekannte, der sich ihm wortlos näherte, trug die Uniform eines Polizeioffiziers. Neugierig sah ihm Manuel entgegen.

Der Polizist bewegte sich seltsam verkrümmt auf ihn zu, so, als wäre er am Ende seiner Kräfte. Seine einstmals sicher saubere und akkurat sitzende Uniform war klamm vom Nebel, zerrissen und dreckig, das Gesicht seltsam verzerrt, der Mund weit aufgerissen und die

Augen blutunterlaufen. Der Mann machte den Eindruck, als wäre er über Stunden, ja vielleicht sogar über Tage hinweg verfolgt und gejagt worden.

»Was ist passiert, brauchen Sie Hilfe?«, fragte Manuel unsicher.

Der Fremde blieb etwa drei Yards vor ihm stehen und hob müde den Kopf.

Einen Moment lang musterte er Manuel mit einem fragenden Blick, dann zuckte er resignierend mit den Schultern. »Nein, Sie können mir nicht helfen, dazu ist es zu spät. Uns kann keiner mehr helfen. Wir können nur noch beten, wenn der Chupacabra kommt.«

Erstaunt hob Manuel den Kopf.

*

Es sind oft die kleinen, unscheinbaren Dinge im Leben eines Menschen, die sein weiteres Schicksal am nachhaltigsten beeinflussen. Im Fall von Manuel Parada, dem Soldaten wider Willen, war es der Kaffee einer Justizangestellten aus der Bezirkshauptstadt.

Genauer gesagt der hohe Koffeingehalt, der letztendlich dafür sorgte, dass Manuel an diesem Morgen nicht sterben musste.

Alfonso Ramirez verließ das Gebäude der Polizeistation etwa zur gleichen Zeit, in der sich der Unbekannte Parada näherte.

Schweiß stand auf der Stirn des jungen Polizisten, während er die Eingangstür vorsichtig hinter sich ins Schloss zog. Seine Handflächen waren feucht und sein

Puls raste. Das Herz schlug ihm bis hoch in den Hals und er war aufgedreht wie ein Teenager vor seinem ersten Date. Alfonso schimpfte sich zum wiederholten Mal insgeheim einen Narren, da er wusste, für seinen aufgeregten Zustand war nicht das Wissen, dass in wenigen Stunden die Mission gegen die Hundewesen startete, verantwortlich, sondern dieser verfluchte Kaffee, den ihnen die Gerichtsmedizinerin dauernd vorsetzte.

Hätte er nur die Finger davon gelassen.

Ramirez, der ansonsten nur Tee und höchstens am Sonntag mal einen Milchkaffee zu sich nahm, war durch das Gebräu von Estrella so aufgewühlt, dass er die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte. Außerdem hatte er in den letzten Stunden mindestens schon ein Dutzend Mal die Toilette aufgesucht.

Die schwarze Brühe war anscheinend Gift für seinen empfindlichen Magen.

Um die anderen, die im Bereitschaftsraum und in Vegas' Büro nächtigten, nicht zu stören, wollte er sich bis zum Beginn der Operation noch etwas die Füße vertreten. Auch um endlich wieder ruhiger zu werden.

Es war kurz nach vier Uhr morgens und alle schienen noch zu schlafen, deshalb war er ziemlich überrascht, Stimmen zu hören.

Sie kamen aus Richtung der Hubschrauber. *Aha*, dachte Ramirez, *anscheinend bin ich nicht der Einzige, der nicht schlafen kann*. Da er es als angenehmer empfand, die Zeit, bis es endlich losging, mit einem kleinen Schwätzchen zu überbrücken, statt alleine durch die Gegend zu

laufen, lenkte er seine Schritte zielstrebig auf die Hubschrauber zu. Dort waren im ersten Licht der Morgendämmerung deutlich die Umrisse zweier Männer zu sehen. Er wollte schon die Hand heben und die beiden anrufen, als ihn der Anblick des Mannes, der ihm den Rücken zudrehte, abrupt zum Stehen brachte.

Verdammt!, schoss es Ramirez durch den Kopf. *Das ist doch ...*

Er konnte den Gedanken nicht zu Ende führen, denn in diesem Moment zog Francisco Vegas seinen Dienstrevolver und hielt dem Wachposten die Mündung an die Stirn.

Dabei lachte er laut und abgehackt.

Ramirez stieß einen Schrei aus.

Sofort wurden in dem Hubschrauber, in dem sich die Soldaten in ihre Schlafsäcke gerollt hatten, Stimmen laut und hinter ihm in der Polizeistation ging ein Licht an. Ramirez, der das vor Entsetzen verzerrte Gesicht des Soldaten erkannte, sowie Vegas' wirr flackernde Augen und seinen Zeigefinger, der sich um den Abzug krümmte, handelte instinktiv.

Ziehen, einatmen, zielen, schießen, so wie man es ihm beigebracht hatte.

Die Wucht des einschlagenden Projektils hob Vegas fast aus den Stiefeln.

Das Donnern des Schusses war noch nicht verklungen, als auf dem Parkplatz auch schon die Hölle los war.

Die genagelten Sohlen mehrerer Armeestiefel donnerten über den Asphalt des Parkplatzes, Befehle wur-

den geschrien, Gewehre entsichert. Ehe sich Ramirez versah, war er von vier Uniformierten umzingelt, die alle die Mündungen ihrer Schnellfeuergewehre auf ihn gerichtet hatten. Der Polizist ließ seine Waffe fallen, als hätte er sich daran die Finger verbrannt, und hob die Hände. Sein Gesicht war so weiß wie ein frisch gestärktes Laken.

»Waffen runter, ihr Idioten!«, schrie Parada. »Dieser Mann hat mir gerade das Leben gerettet.« Dann zeigte er auf die Gestalt, die neben ihm verkrümmt am Boden lag. »Kümmert euch lieber um den Scheißkerl da. Dieses Arschloch wollte mir gerade eine Kugel in den Schädel jagen.«

»Tut, was er sagt«, befahl eine Stimme aus der Dämmerung heraus.

Unschlüssig senkten Paradas Kameraden die Gewehre. Trotzdem war ihnen deutlich die Erleichterung anzusehen, dass ihnen ihre Vorgesetzten die Entscheidung, was nun weiter geschah, abgenommen hatten. Die Stimme, die da aus dem Halbdunkel heraus zu hören war, gehörte niemand anderem als dem Paraforce-Agenten Tobias Salcher, in dessen Schlepptau sich Capitano Marchese, der Befehlshaber des kleinen Armeekommandos befand.

Marchese ging auf seine Soldaten zu, indes sich Tobias vorsichtig der am Boden liegenden Gestalt näherte.

Dort angekommen ging er in die Knie und drehte den Mann auf den Rücken.

Seltsamerweise war er nicht im geringsten überrascht, als er erkannte, wer da vor ihm lag. Obwohl al-

les voller Blut war, konnte er erkennen, dass Vegas noch lebte. Er war nur bewusstlos.

»Ist er ... ich meine, habe ich ihn ...«, fragte Ramirez, der inzwischen hinter Tobias getreten war. Er sprach das letzte finale Wort bewusst nicht aus, schließlich hatte er wahrscheinlich immer noch im Hinterkopf, dass der Mann, den er soeben niedergeschossen hatte, einmal sein Vorgesetzter gewesen war.

Tobias schüttelte den Kopf. »Nein, haben Sie nicht, obwohl es vielleicht besser für ihn gewesen wäre.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Ramirez fast entsetzt.

»Vegas wird den Rest seines Lebens wohl in einer geschlossenen Anstalt verbringen müssen. Bei seinem Alter sind das noch mehrere Jahrzehnte. Ich weiß nicht, ob es anders herum besser gewesen wäre. Jedenfalls wäre dem armen Teufel eine Menge erspart geblieben.«

*

Nach dem Zwischenfall mit Vegas dachte niemand mehr an Schlaf.

Bereits eine Stunde später war der größere der beiden Hubschrauber, ein Modell der Baureihe Sikorsky UH-60, startbereit.

Mit an Bord waren außer dem Piloten Capitano Marchese sechs seiner besten Männer, eine fünfköpfige Expertencrew von Paraforce unter der Leitung von Steve Tanner, sowie Cuca, der Yaqui. Nach Meinung von Tobias, der ebenfalls mit von der Partie war, konnte selbst

die modernste Ausrüstung der Welt nicht die Erfahrung, das Wissen und den Instinkt des Indianers ersetzen.

Alle anderen blieben zurück.

Es ging nicht nur darum, die getöteten Tiere der letzten Nacht zu untersuchen, sondern auch darum, zusammen mit der Bürgerwehr dafür zu sorgen, dass sich das Leben in dem kleinen Städtchen wieder normalisierte.

Um 6 Uhr 45 erhob sich der Hubschrauber in die Luft.

Die Operation Chupacabra hatte begonnen.

Um 6 Uhr 59, wie Tobias ein kurzer Blick auf das Zifferblatt seiner Schweizer Präzisionsarmbanduhr zeigte, überflogen sie den Rio la Aguja, dessen Quellgebiet von oben wie der Kopf einer Nähnadel aussah. Neugierig musterte der Paraforce-Agent durch die schmalen Sichtscheiben, die in den Hubschrauberrumpf eingelassen waren, das unter ihnen liegende Land.

Doch wohin er auch blickte, abseits der vegetationsreichen Uferzonen gab es nichts als eine glühende, gelbbraune Wüstenlandschaft zu sehen, die eher einer Gegend auf dem Mars als irgendeinem Ort auf Erden glich. Nur Sand, Staub, Steine und hin und wieder sonnenverbranntes Dornengestrüpp und ...

»Moment mal«, entfuhr es Tobias, während der Pilot gerade Anstalten machte, den Hubschrauber hochzuziehen. »Gehen Sie bitte etwas tiefer«, sagte er.

»Sind Sie verrückt geworden?«, zischte der Mann am Steuerknüppel. »Wenn ich den Vogel nicht hochziehe,

knallen wir in zwei Minuten gegen den nächsten Berg.«

»Dann behalten Sie die Höhe bei, aber fliegen nicht weiter, sondern kreisen über dieser Stelle hier.«

»Was ist denn los?«, erkundigte sich Steve Tanner.

»Seht mal da runter!«

Auf Tobias' Worte hin begaben sich die anderen an die Sichtfenster und starrten nach unten. Cuca hingegen schien sich nichts aus Salchers Entdeckung zu machen. Teilnahmslos verharrte er auf seinem Sitz und starrte zu Boden.

Selbst als Tanner einen überraschten Schrei ausstieß, machte er keine Anstalten, aufzustehen.

»Heavens«, stieß Tanner hervor. »Was für eine Scheiße ist das denn? Das sieht ja aus, als ob da jemand farbige Tinte in den Fluss geleert hat. Was zum Teufel ist das?«

Seine Frage blieb so lange unbeantwortet im Raum stehen, bis Cuca den Kopf hob und sein Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse verzog.

»Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen bei unserer Fahrt auf das Hochplateau gesagt habe, als Sie mich nach meiner Meinung zu der Chupacabra-Legende befragten?«, sagte der Yaqui und richtete seine Blicke fragend auf Tobias.

Der Paraforce-Agent begann zu begreifen.

Das also hatte der Indianer mit den Umweltsünden des weißen Mannes gemeint. Ihm war klar, dass Cuca recht hatte, denn das, was er da zu Gesicht bekam, war ein Anblick, den die Umwelt dem Menschen selbst in

tausend Jahren nicht verzieh. War das massive Auftauchen dieser Hundewesen tatsächlich das erste Anzeichen dafür, dass sich die Natur zur Wehr setzte?

Tobias wusste es nicht, er kam auch nicht dazu, weiter darüber nachzudenken, denn inzwischen steuerte der Pilot entgegen seinen Anweisungen den Hubschrauber wieder auf jenes Plateau, auf dem sie in der Nacht zuvor den Eingang zu einem Bau der Chupacabras entdeckt hatten.

Irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, dass Capitano Marchese sehr wohl über die Schweinerei am Fluss Bescheid wusste.

Scheinbar war er da auf irgendwelche Machenschaften gestoßen, die im Zuge politischer und wirtschaftlicher Interessen wohl auch weiterhin vor der Öffentlichkeit verborgen geblieben wären, wenn seine Behörde nicht durch das Geschehen um die angeblichen Chupacabras in dieser Gegend begonnen hätte, Nachforschungen zu betreiben.

Tobias nahm sich vor, auch nach Abschluss des Falles in dieser Sache trotzdem weiterhin am Ball zu bleiben.

Inzwischen überflog der Pilot das Plateau in einer Höhe, die für den Einsatz der an Bord befindlichen Infrarotkameras am idealsten war. Obwohl die Geräte, wie alle zu militärischen Zwecken eingesetzten Kameras, ihre Bilder nur in diversen Grautönen übermittelten, war schnell zu erkennen, dass der Bau, den Cuca entdeckt hatte, noch über zwei weitere Zugänge verfügte. Einer davon schien sowohl breit als auch hoch genug zu sein, dass ihn auch Menschen betreten konn-

ten. Nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Yaqui dirigierte Capitano Marchese den Piloten auf einen abseits gelegenen Felsenblock zu, dessen Größe ausreichte, um ohne Probleme mit dem Hubschrauber darauf zu landen.

Obwohl der Pilot beim Landeanflug wie ein Maultierreiber fluchte, setzte er den stählernen Vogel auf dem Stein so sanft wie eine Feder ab.

Marchese und Tanner bellten noch einige Befehle, dann öffneten sich die Schiebetüren des Hubschraubers und spuckten mehr als ein Dutzend bis an die Zähne bewaffnete Männer aus.

Während sich einige der Männer in zwei Dreiergruppen, bestehend aus zwei Soldaten und einem Angehörigen von Paraforce, aufmachten, um die beiden kleineren Eingänge zu sichern, bereiteten sich Marchese, ein weiterer Soldat, Tanner und Salcher sowie drei der Paraforce-Agenten auf den Einstieg in den großen Höhleneingang vor. Der letzte verbliebene Soldat sowie ein Mann von Paraforce blieben zurück beim Piloten.

Die Männer warteten, bis ihnen die Dreiergruppen via Sprechfunk mitteilten, dass sie ihre Positionen eingenommen hatten, und liefen dann unter der Führung des Indianers los.

Cuca führte sie von dem Felsen herunter auf einen schmalen Pfad, der direkt auf den höhlenartigen Eingang des Tierbaus zuführte.

Ein Weg, der ihnen fast alles abverlangte.

Es war nicht nur der lose Geröllboden, der jeden Fehltritt mit einem Sturz bestrafte und den meisten

von ihnen aufgeschlagene Knie bescherte, es war auch die Pflanzenwelt, die sie umgab und die ihr Eindringen in dieses Gebiet scheinbar mit aller Macht verhindern wollte.

Immer wieder mussten die Männer tief hängenden Dornensträuchern und Zweigen ausweichen, die ihnen beim kleinsten Moment der Unachtsamkeit die Kleider zerrissen und blutige Male hinterließen.

Als sie endlich den Höhleneingang erreichten, war der Körper eines jeden von ihnen mit Dutzenden von Kratzern übersät, während Cuca, wie Tobias mit großem Erstaunen feststellte, keinen einzigen aufwies.

Etwa fünfzig Yards vom Eingang entfernt begannen die Männer damit, ihre Taschenlampen und Leuchtröhren hervorzuholen. Der Yaqui sah sich das Ganze einen Moment lang kopfschüttelnd an und gab dann ein leises, aber dennoch für jeden hörbares und entschiedenes Nein von sich.

»Was heißt hier nein?«, bellte Marchese. »Hier wird immer noch gemacht, was ich befehle.«

Cuca, der sich offensichtlich von dem Gehabe des Offiziers nicht einschüchtern ließ, hob den Blick. »Wenn Sie weiterhin so herumschreien, können wir uns den Versuch sparen, sie heimlich in ihrem Bau aufzustöbern. Dann können wir als Vorhut genauso gut eine Mariachikapelle losschicken. Dasselbe gilt für die Festbeleuchtung, die Sie da mitgebracht haben.«

»Dann erklären Sie Schlaumeier mir doch einmal, wie Sie ohne die Lampen in diesem Bau da drinnen etwas erkennen wollen«, schnappte der Capitano.

»Wofür haben Sie Ihre Augen?«

Ohne die Antwort des Soldaten abzuwarten, suchte Cuca den Blick von Tobias und nickte ihm aufmunternd zu. »Ich glaube, mit Ihnen zusammen könnte es gehen. Los! Kommen Sie mit.«

»Und was ist mit den anderen?«, fragte Tobias perplex, während der Indianer zielstrebig auf den Höhleneingang zulief.

»Die sollen hierbleiben, sie stören nur.«

*

Tobias hatte das Gefühl, ihr Weg führte direkt in den Bauch der Erde.

Es roch nach Moder, nach Verwesung und es wurde zunehmend kälter, je tiefer sie in die Höhle vordrangen.

Der Eingang war längst zu einem kaum noch wahrnehmbaren halbdunklen Fleck verkommen, der mit jedem weiteren ihrer Schritte immer mehr mit dem um sie herum herrschenden Dämmerlicht verschwamm.

Sie hatten kaum zehn Yards zurückgelegt, als es schließlich völlig dunkel wurde.

Obwohl sie sich ab da in völliger Schwärze vortasteten, wurde Tobias das Gefühl nicht los, dass der Weg, den sie beschritten, immer verwinkelter und länger wurde. Mehr als einmal stieß er mit dem Kopf gegen einen hervorstehenden Stein oder stolperte über ein unerwartetes Hindernis am Boden. Manchmal wurde der Gang so eng, dass sie nur noch vorwärtskamen, in-

dem sie sich zur Seite drehten, manchmal schien es, als wären sie an seinem Ende angelangt.

Aber dann, es kam Tobias inzwischen wie eine Ewigkeit vor, obwohl ihm ein Blick auf die fluoreszierenden Zeiger seiner Schweizer Uhr aufzeigte, das sie gerade einmal zehn Minuten unterwegs waren, begann die Luft unvermittelt wieder wärmer zu werden.

Plötzlich roch sie auch anders, strenger, beißender, als ob ...

Bevor Tobias den Gedanken zu Ende führen konnte, hielt der Indianer einen glimmenden Holzspan in den Händen, mit dem er den vor ihnen liegenden Teil des Ganges ausleuchtete.

Der Teufel wusste, woher Cuca die primitive Fackel hatte.

Es war zwar kein helles Licht, das die Umgebung vor ihnen erleuchtete, aber der matte Schimmer genügte, um Tobias erkennen zu lassen, wo sie sich befanden.

Nämlich mitten im Nest der Chupacabras!

Direkt vor ihm, in einer schmalen, tiefen Kuhle im Boden, lag die zusammengerollte Gestalt eines offensichtlich trächtigen Hundewesens. Das Tier hob argwöhnisch den Kopf und sah ihm direkt in die Augen. Sein dünner, fast yardlanger Schwanz peitschte nervös über den Boden. Bevor es einer von ihnen verhindern konnte, stieß das Tier einen lang gezogenen, klagenden Laut aus, der nur Sekunden später ein vielfaches Echo erfuhr.

»Schießen Sie!«, zischte der Yaqui. Seine Stimme klang dabei ungewöhnlich schrill und nervös.

»Aber ...«

»Schießen Sie! Sehen Sie denn nicht, dass dies die Mutter all der Chupacabras ist? Wenn Sie diese Bestie jetzt nicht töten, wird sie uns töten. Also erschießen Sie das Ungeheuer endlich!«

Tobias riss die Glock aus dem Gürtel und feuerte in rascher Folge vier Kugeln in das Monster.

Das Ungeheuer, an dessen Zitzen mehrere Neugeborene saugten, konnte in der Enge der Kuhle den Kugeln nicht ausweichen. Es hob den Kopf und versuchte zu brüllen. Aber statt irgendeines Lautes kam nur ein Schwall Blut aus seinem Maul.

Im gleichen Moment war ein schier wahnwitziges Jaulen und Kreischen zu hören. Unbeschreibliche Laute, die aus allen Richtungen an ihr Ohr drangen. Als ob der Lärm nicht schon unbeschreiblich laut genug war, mischten sich gleich darauf noch andere Geräusche mit in den Krach. Diese Geräusche waren den Männern allerdings vertraut. Es waren Stiefeltritte, das Fluchen von Männern und das Klirren von Metallteilen, was da an ihr Ohr drang. Tobias blickte sich einen Moment lang unschlüssig um, bis er eine befehlsgewohnte Stimme vernahm, die er nur allzu gut kannte.

»Deckung!«, brüllte Steve Tanner.

Das war in dem engen Gang leichter gesagt als getan. Tobias und der Indianer taten das Einzige, was ihnen übrig blieb. Sie warfen sich zu Boden und versuchten, sich so klein wie möglich zu machen. In der gleichen Sekunde stachen die Strahlen unzähliger Taschenlampen wie Lichtfinger durch die Dunkelheit.

Danach war der Höhlengang vom Stakkato automatischer Waffen, dem Brüllen und Fluchen von Männern und dem markerschütternden Jaulen der Hundekreaturen erfüllt.

*

Die abschließende Besprechung des Falles fand eine Woche später im Büro des stellvertretenden Leiters von Paraforce, Sir James Elwood Blackstone III., statt.

Aus gutem Grund, denn die Räumlichkeiten des englischen Adelligen waren nicht nur voll klimatisiert, sondern auch schalldicht und wurden außerdem zweimal täglich nach Abhörvorrichtungen untersucht.

Obwohl Blackstone theoretisch gesehen nicht nur der Gastgeber, sondern auch einer der führenden Köpfe von Paraforce war, er war immerhin ihr Stellvertreter, überließ er den Vorsitz der Sitzung trotzdem Rajiv Singh, dem wissenschaftlichen Direktor der Behörde.

Als Agenten waren Tobias Salcher und Steve Tanner anwesend, dazu noch ein ranghoher, mexikanischer General und Miguel Montoya, der Botschafter des mittelamerikanischen Landes.

Nach einer kurzen Begrüßung von Blackstone eröffnete Singh die eigentliche Sitzung mit einer kurzen Darstellung der Ereignisse aus seiner Sicht.

Dann erhielt Steve Tanner das Wort, danach Tobias Salcher.

Allerdings war der Österreicher bei seiner Rede nicht so diplomatisch wie seine Vorgänger.

Statt auf Schadensbegrenzung bedacht zu sein, schlug er den Anwesenden die Tatsachen so lange wie einen nassen Lappen um die Ohren, bis ihm Blackstone mit säuerlicher Miene zu verstehen gab, dass es jetzt genug war.

»Ich kann mich deshalb den Worten von Professor Singh, dem wissenschaftlichen Direktor unserer Behörde, nur anschließen«, beendete der Paraforce-Agent schließlich seinen Vortrag, der besonders auf mexikanischer Seite für betroffenes Gemurmel gesorgt hatte.

»Für jemanden, der nicht in diesem Land geboren wurde, ist bei Ihnen trotzdem eine gewisse Eigenschaft der Amerikaner sehr ausgeprägt«, sagte Montoya mit einem süffisanten Lächeln.

Es war nicht zu übersehen, dass ihm Tobias' Ausführungen gewaltig gegen den Strich gingen.

»Was meinen Sie damit?«

»Ihren Hang zum Theatralischen.« Der Diplomat verzog das Gesicht. »Finden Sie nicht, dass Sie die Dinge etwas zu sehr aufbauschen? Okay, es ist nicht schön, was passiert ist, aber muss man die ganze Sache gleich so hochspielen?«

Tobias legte den Kopf schief und verzog das Gesicht. »Hier spielt niemand etwas hoch, im Gegenteil. Verzeihen Sie, Sir, aber Ihren Worten nach zu urteilen, scheinen Sie den Ernst der Lage immer noch nicht ganz verstanden zu haben.«

»Was reden Sie da für einen Unsinn?«, echauffierte sich Montoya. »Das habe ich sehr wohl.«

»Haben Sie nicht!«, erwiderte Tobias kühl.

»Meine Herren, bitte ...«

Es blieb jedoch bei Sir James' Einwurf, denn einmal in Fahrt ließ sich Tobias von niemandem mehr aufhalten. Das wusste auch Blackstone, weshalb er bei seinem Versuch, die Gemüter zu beruhigen, einen dementsprechend unglücklichen Eindruck machte.

»Sagen Sie das nicht mir, sondern sagen Sie das Señor Salcher«, sagte der Diplomat, auf dessen Stirn sich inzwischen eine steile Zornesfalte gebildet hatte. »Er ist es doch, der mit den Hirngespinsten der einfachen Landbevölkerung und der unglücklichen Verkettung einiger Zufälle solch einen Schuh daraus macht.«

Tobias lachte gallig. »Verkettung unglücklicher Zufälle sagen Sie? Ich würde es eher Profitgier nennen, denn anders ist es nicht zu erklären, dass die Industrie gerade in diesem Landstrich ihre Abwässer und Abfälle fast ungeklärt entsorgen kann. Gerade dieser Müll ist der Grund für die Misere. Wie Professor Singhs Untersuchungen ergeben haben, ist er bereits bis zum Grundwasser durchgesickert und hat dabei die Natur gehörig aus dem Gleichgewicht gebracht. Denken Sie nur an das plötzliche Auftreten dieser Raubmilben, die bei den Tieren die Räude ausgelöst haben, und die ganzen anderen Missbildungen. Aber warum erwähne ich das eigentlich wieder, soviel ich weiß, haben wir die ganze Thematik doch schon vor einer halben Stunde durchgekaut.«

»Das ist doch alles Unfug«, sagte Montoya und machte eine abwertende Handbewegung. »Sie wollen mir doch nicht erklären, dass Sie dies alles herausgefunden

haben, indem Sie ein paar Bodenproben entnommen haben? Seit wann kann man aus einer Handvoll Dreck solche Erkenntnisse herauslesen?«

»Man kann, die Wissenschaft kann sogar mehr, als wir uns alle vorstellen können«, sagte Singh, der sich bei seinen Worten dem Offizier zuwandte. »Um es noch einmal deutlich zu sagen, diese sogenannten Chupacabras sind keine Erfindung der abergläubischen Landbevölkerung, sondern die Folge von Umwelteinflüssen und Krankheiten wie auch von den im Boden eingesickerten Giftstoffen. Dieses Problem muss es schon länger geben, solcherart missgebildete Tiere werden schließlich nicht von heute auf morgen geboren. Und ich habe die Befürchtung, dass, wenn wir jetzt nichts unternehmen, sich dieses Problem bereits in absehbarer Zeit wiederholen wird. Was mich noch irritiert, ist das Verhalten dieser Wesen. Diese fast schon generalstabsmäßig vorgetragenen Angriffe zeugen von einer nicht zu unterschätzenden Intelligenz. Aber ich denke, auch das wird sich klären, sobald ich weiß, was genau für einen Dreck man in dieser Gegend entsorgt hat.«

*

Epilog

Die Rushhour war längst abgeflaut und die Dämmerung über New York hereingebrochen, als Tobias und sein Freund Steve in den Dienstwagen des Österreichers stiegen.

Die zurückliegenden Stunden waren zu aufwühlend gewesen, als dass die Freunde einfach wieder zur Tagesordnung übergehen konnten.

Außerdem war es an der Zeit, sich endlich wieder einmal etwas Anständiges zum Essen zu gönnen. Das ewige Fast Food der letzten Tage hing beiden allmählich zum Hals heraus.

Tanner kannte da in Forest Hill, einer beschaulichen Gegend im New Yorker Stadtteil Queens, ein kleines Restaurant, das von einem Deutschen betrieben wurde.

Das Lokal lag zwar über eine Autostunde vom Parkplatz ihres Wagens entfernt, aber allein der Gedanke an Dinge wie Schweinsbraten, Kraut und Knödel mobilisierte ihre letzten Kräfte, vom frisch gezapften Weizenbier erst gar nicht zu reden.

»Was ist los mit dir?«, fragte Tanner, während sein Freund den Wagen in gemächlichem Tempo durch die abendlichen Straßen lenkte.

»Nichts, warum fragst du?«

»Nichts? Junge, das kannst du vielleicht jemandem erzählen, der die Hose mit der Kneifzange anzieht, aber nicht mir. Ich kenne dich schließlich lange genug. Also los, raus mit der Sprache, was hast du? Seit die Besprechung zu Ende ist, machst du ein Gesicht wie

drei Tage Regenwetter.«

Tobias' Antwort war ein Fluch.

»Arschloch!«, zischte er unvermittelt, zog seinen Wagen scharf nach rechts und knallte die Faust auf die Hupe, weil ihm jemand die Vorfahrt genommen hatte. »Du Penner, hast den Führerschein wohl in der Lotterie gewonnen!«

»Jetzt lenk nicht ab«, sagte Steve, obwohl ihn das rücksichtslose Verhalten des anderen Verkehrsteilnehmers ebenso wie Tobias auf die Palme brachte. »Erzähl endlich!«

Tobias nahm den Kopf zur Seite, bedachte Steve mit einem eindringlichen Blick und ließ den Wagen auf dem Standstreifen ausrollen.

»Im Gegensatz zu dir bin ich schon etwas länger bei dem Verein, aber so einen Fall wie diesen habe ich noch nie erlebt.«

»Was willst du damit sagen?«

»Bisher hatte ich nur mit Ereignissen zu tun, die tatsächlich einen übersinnlichen oder nicht erklärbaren Hintergrund besaßen, egal, ob es die Sache mit dem Monster in Österreich war, die Geschichte um die spanischen Hexen oder diese letzte Sache in Afrika.¹ Aber diesmal ist alles anders.«

»Wie anders?«

»Diesmal sind es keine außerirdischen Lebensformen oder irgendwelche Geister, die für all diese Dinge verantwortlich sind, sondern nur der Mensch allein, und

¹ Siehe Paraforce Band 6 *Die Stunde der Bestie* und Band 19 *Der Fluch von Zugarramurdi*

was das Schreckliche daran ist, es ist nicht irgendein Mensch, sondern es ist ein ganzes Land. Die Ereignisse haben gezeigt, wenn es kein Umdenken in den Köpfen der Politiker und vor allen Dingen der Wirtschaftsbo-
se gibt, wird kein Krieg oder ein Alien für den Untergang der Erde verantwortlich sein, sondern der Mensch selber. Allmählich frage ich mich, ob es nicht besser wäre, wenn Paraforce sein Wissen und seine Kräfte in den Dienst der Umwelt stellt, anstatt Geister, Monster und Außerirdische zu bekämpfen.«

»He, was ist los mit dir, hast du gerade den Moralischen oder bist du unglücklich verliebt? So kenne ich dich ja gar nicht.«

Tobias schüttelte nachdenklich den Kopf. »Nein, weder das eine noch das andere. Ich hatte nur die Gelegenheit, mich intensiv mit einem Menschen zu unterhalten, der zum Leben und insbesondere zur Erde ein etwas anderes Verhältnis hat. Er und seine Leute sind für unsere Verhältnisse zwar arme Schweine, aber trotzdem leben sie anders, besser und freier als wir.«

»Du meinst den Yaqui?«

Tobias nickte. »Ich denke, ich werde den Rest meines Urlaubs, es sind immerhin noch 41 Tage, auf die ich Anspruch habe, bei ihm und seinem Volk verbringen. Vielleicht gelingt es mir dort, mir darüber klar zu werden, was ich eigentlich will. Im Moment jedenfalls weiß ich es nicht.«

»Verstehe, aber wenn du es weißt, dann meldest du dich wieder, okay? Dein alter Kumpel will schließlich wissen, wie es dir geht.«

»Okay«, sagte Tobias und fädelt den Wagen wieder in den vorbeifahrenden Verkehr ein.

Als sie den Parkplatz des Restaurants erreichten, musste sich jeder von ihnen eingestehen, dass er eigentlich gar keinen Hunger mehr hatte.

Aber wenn man schon einmal hier war, konnte man den Abend auch in der neben dem Restaurant liegenden Bierstube beenden.

*

1993 wurden in Puerto Rico zum ersten Mal mehrere Dutzend tote Tiere, zerfleischt und blutleer, auf einem relativ schmalen Landstrich entdeckt.

Im Jahr 2000 fand man in einer Region im Innern von Nicaragua bei verschiedenen Bauern insgesamt einhundert tote Nutztiere.

2007 fand Phylis Canion auf ihrer Farm, 140 km von San Antonio, Texas, entfernt, 26 tote Hühner. Alle blutleer, aber ansonsten unversehrt. 2014 gab es 150 Kilometer südöstlich von Moskau den Fall von 60 getöteten Schafen.

Es gibt ihn also wirklich, den Chupacabra, allerdings anders, als es uns die Legenden weismachen wollen.

Der Chupacabra ist kein Monster, sondern ein, wie mehrere wissenschaftliche Quellen unabhängig voneinander bestätigt haben, Hybridwesen zwischen Wolf, Kojote, Schakal und Straßenhund, je nachdem, in was für einem Land er sein Unwesen treibt. Sein fellloser Körper und die bläuliche, brüchige Haut sind das Er-

gebnis von Umwelteinflüssen und dem periodisch immer wieder explosionsartigem Auftreten einer Raubmilbe, welche eine bestimmte Art der Hautkrankheit Räude überträgt. Sein hauptsächlich nachtaktives Leben ist dem Umstand geschuldet, dass die brüchige Haut keinen Lichtschutz besitzt und somit keinerlei Sonneneinstrahlungen kompensieren kann. Da die Tiere zu schwach sind, um sich in freier Wildbahn Nahrung zu beschaffen, greifen sie auf Stallvieh zurück, das ihnen zum einen in ihren Käfigen und umzäunten Weiden nicht entkommen kann, und zum anderen kaum Gegenwehr leistet.

Wenn man sich die Jahreszahlen ansieht, an denen besonders spektakuläre Fälle auftraten, darf man gespannt sein, was im Jahr 2021 passiert.

Ende